



RICH FÜRST
erei-Schreibwaren
BURG A 204

Gs

9465

Mittheilungen
aus
meinem Tagebuche
zunächst für Freunde und Bekannte
über meine zweimalige Reise
von
Rotterdam nach Batavia
der Hauptstadt der Insel Java
meinen viermonatlichen Aufenthalt daselbst
und
Besuch auf der Insel St. Helena
in den Jahren 1828 bis 1830
von
Dr. STREHLER.



Nürnberg, 1832.
Druck und Verlag von Friedrich Campe.

Wittlungen

aus

in die in Tag und Nacht

zwischen der Fassung und der Fassung

über meine zweijährige Reise

von

Rottendam nach Batavia

der Hauptstadt der Insel Java

in einem viermonatlichen Aufenthalt daselbst

und

Besuch auf der Insel St. Helena

in den Jahren 1828 bis 1830

von

Dr. STEINER.



Nürnberg, 1832.

Druck und Verlag von Friedrich Cotta.

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn

CARL VON CLARMANN

**Cassier fahrender Posten am königl. Oberpostamt
in Augsburg**

seinem väterlichen Freunde und Gönner

widmet diese Blätter

**als Zeichen unvergesslichen Dankes, kindlicher
Hochachtung und Verehrung**

der Verfasser.

Euer Hochwohlgeboren!

Empfangen Sie abermals öffentlichen Dank meines Herzens, das ewig nicht vergessen wird, was es durch Sie und Ihre Familie genossen. Eine Reihe von bereits 14 Jahren hat unvertilgbare Momente in mein Herz gegraben, unvergesslich bleibt mir das Gute, Edle, Wohlwollende, das ich während dieses Zeitraumes durch Sie und Ihre Familie genossen; genehmigen Sie mit den Ihrigen diesen Ausdruck des Dankes und die Versicherung, dass unter jedem Himmelsstriche sich stets mit Hochachtung, Verehrung und Liebe Ihrer und der Ihrigen erinnern wird

Ihr

dankbar verbundener

Strehler.

Subscribentenverzeichniss.

Ihro Majestät die regierende Königin von Bayern 1 Expl.

A u g s b u r g.

Herr Ahorner, von, Dr. und Hofrath	1	»
Bauer, von, k. Regierungsrath	1	»
Fräulein Beck, von, Clementine	1	»
„ Burger	1	»
Herr Burkard, J. F., franz. Sprachlehrer	1	»
„ Clarmann, von, A., Canonicus	1	»
„ Clarmann, von, C., Cassier fahrend. Posten.	1	»
„ Clarmann, von, C., Rechtspraktikant	1	»
„ Clarmann, von, F., Postinspektor	1	»
„ Clesca, k. Prof.	1	»
„ Ducrue, F. Xav.	2	»
„ Fauler, J. G.	1	»
„ Fuchs, Dr., k. Oberlehrer	1	»
„ Graf, J. Po., Domkaplan	1	»
„ Gramich, H.	1	»
„ Gwinner, H., Kaufm.	1	»
„ Herz, F. X., Verwalter d. k. W. Hauses ..	1	»

VI

Herr Hofbauer, k. Prof.	1	Expl.
„ Höfer, A., Stadtpfarrer zu St. Georg.....	1	„
„ Holzmann, k. Advokat.....	1	„
„ Kerp, W., k. Platzoberst	1	„
„ Kolb, Dr. Med., junior	2	„
„ Leix, J. A., Lehrer	1	„
„ Minsinger, Dr. und Prof.	1	„
„ Pappenheim, A., Graf von, Gen. Major ...	6	„
Fräulein Petrone, Nanette.....	1	„
Herr Pichler, Marquard, Domdecan	1	„
„ Riedele, Jos., Student	1	„
Frau Riedheim, Baronin von	2	„
Herr Rüber, E., Architekt	1	„
„ Schätzler, C., Freih. von	1	„
„ Schleich, A. H., Cassier	1	„
„ Schmid, Andr., Domorganist	1	„
„ Schmid, C., Prokuraträger	1	„
„ Schmid, Dr. und prakt. Arzt.....	1	„
„ Schmid, J., Stiftungskassier.....	1	„
Frau Schnurbein, Baronin von.....	1	„
Herr Schubart, k. Zahlmeister	1	„
„ Schwesinger, k. Kreisingenieur	1	„
„ Sicherer, von, Dr. Med.	1	„
„ Stark, A., Domkapitular	1	„
„ Stölzel, Hofmeister	1	„
„ Strampfer, k. Kreis- u. Stadtger. Direktor..	1	„
„ du Val, M. C., Dr. Med.....	1	„
„ Vogel, Andr., Kaufm.	1	„
„ Wachter, Fr. E., Kaufm.	1	„

Dillingen.

Herr Sartori, k. Advokat 1 Expl.

Donauwörth.

„ Fugger-Glött, Graf von, k. Landger. Assess. 1 „
 „ Hack, k. Landrichter 1 „
 „ Kremer, Stadtschreiber 1 „
 „ Kummer, Rechtspraktikant 1 „
 „ Müller, Salzbeamter 1 „
 „ Popp, k. Postverwalter 1 „
 „ Raiser, von, k. Landger. Assessor 1 „

Gambach (bei Würzburg).

„ Ofenhitzer, M., Pfarrer 1 „

Häder (bei Augsburg).

„ Mayer, L. J., Pfarrer 1 „

Landshut.

„ Balling, Dr. und Prof. 1 „

Marktsteft (bei Würzburg).

„ Oefele, Freih. von, Hauptmann à la suite .. 1 1

München.

Fräulein von Berks, Kammerfr. I. M. d. Königin. 1 „
 Herr Biarofsky, von 1 „
 „ Distelbrunner, Dr. und Medicinalrath 1 „

VIII

Herr Kraft, von, Gutsbesitzer	1	Expl.
Fräulein Ludwig	1	„
Herr Martin, k. Forstmeister	1	„
Frau Wagenbauer, Centralgemäldegall. Insp. Wtw. 1	1	„

Nordendorf (bei Augsburg).

Herr Gerhäuser, gräfl. Fugger. Kanzleidirekt.	1	„
--	---	---

Nürnberg.

„ Chenal, J. Ch., Kaufm.	1	„
„ Merklein, Fr., Cassier der k. Schuldentilg.-Kasse	2	„
„ Reuter, Dr. und prakt. Arzt	1	„
„ Schnur, Dr., k. Divisionsstabsarzt	1	„
„ Vorhölzer, J., quiesc. Ob. Postamts-Cassier	1	„
„ Vorhölzer, J., Ob. Postamts-Cassier	1	„

Pfersdorf (bei Würzburg).

„ Sinner, Pfarrer	1	„
-------------------------	---	---

Rannungen (bei Würzburg).

„ Münz, M., Pfarrer	1	„
---------------------------	---	---

Sommerhausen (bei Würzburg).

„ Spindler, Pfarrer	1	„
---------------------------	---	---

Steingaden (bei Augsburg).

„ Kollmann, Dr. und prakt. Arzt	1	„
---------------------------------------	---	---

Würzburg.

Herr Aurnheimer, J. Fr., Harmoniegastgeber	1	Expl.
„ Berks, k. Prof.	1	„
„ Blume, Dr., Regim. Arzt im k. 2. Art. Reg. . . .	1	„
„ Frech, Dr. und prakt. Arzt	1	„
„ Friedreich, J. B., Dr. u. Prof.	4	„
„ Fuchs, Dr. Med. und Privatdocent	1	„
„ Goldmayer, k. Prof.	1	„
„ Grossbach, Dr. und Privatdocent	1	„
„ Guttenberg, F. C., Freih. von	1	„
„ Guttenberg, Gust., Freih. von	1	„
„ Herbst, Partic.	1	„
„ Herman, M., Cand. Med.	1	„
„ Karl, Gymnasiallehrer	1	„
„ Katzenberger, k. Appel. Ger. Rath	1	„
„ Klüg, Cand. Med.	1	„
„ Leiblein, Dr. und Prof.	1	„
„ Limb, Partic.	1	„
„ Markard, Dr. und prakt. Arzt	1	„
„ Mayer, A., Dr.	1	„
„ Mielhorsky, Graf von	1	„
„ Oehninger, Partic.	1	„
„ Papius, Dr. und prakt. Arzt	1	„
„ Raup, Th., Assistent in der Juliusspit. Apoth. .	1	„
„ Rechtern-Limburg, Graf von etc.	4	„
„ Reinwald, Musiklehrer	1	„
„ Sartorius, J. B., Appell. Ger. Accessist	1	„
„ Sinner, Dr. und Phys.	1	„

Herr Schmitt, k. Rechnungskommissair	1	Expl.
„ Stauffenberg, F., Freih. von	2	„
„ Stauffenberg, Ph. Sch., Freih. von	1	„
„ Steiner, Collect	1	„
Fräulein Steinhäuser, von	1	„
Herr Stumpf, Joh.	1	„
„ Viehauser, Pharmaceut	1	„
„ Warmuth, Dr. juris	1	„
„ Wirth, k. Landrichter	1	„
„ Zobel, F., Freih. von	1	„
„ Zu-Rhein, Freih. v., k. Kreis - u. Stadtg. - Ass.	1	„

Inhalt.

Vorwort	XIII
Einleitung	1
Mein Schiff Anthony	2
Abreise	12
Willkommen auf See	16
Seekrankheit	18
Das Leben auf dem Schiffe	21
Unterhaltungen auf der See	23
Der Wallfisch	23
Der Braunfisch	26
Der Delphin	27
Der Hay	30
Der fliegende Fisch	34
Albatros	36
Kapische Tauben	41
Strahlthiere	45
Seeleuchten	48
Sonnenuntergang auf der See	50
Das Meerwasser	54
Wasserhosen	57
Sturm	59
Begegnen eines Schiffes	66
Schiffstelegraphie	72
Einige nautische Notizen	76
Die Soldaten	85
Die Matrosen	91
Kajütenunterhaltungen	95
Die Schiffskost	100
Der Arzt auf dem Schiffe	105
Gottesdienst an Bord	108
Zurüstung zur Landung	110
Die Landung	116
Batavia	120
Der Europäer auf Java	124

XII

Abendgesellschaften	142
Militärmusik zu Weltevreden	143
Liebhabertheater	145
Verhältniss der Sklaven	150
Der Javane	155
Javanische Ehen	160
„ Religion	162
„ Staatsverfassung	166
„ Waffen	171
„ Kriegswesen	172
„ Sitten	174
Makan Syri, Betelkauen	175
Javanische Musik	177
„ Aerzte	178
Malayische Sprache	180
Die Chinesen	181
Pasar bahru, neue Markt	190
Reise nach Buitenzorg	194
Essbare Vogelnester	203
Klima und Witterung	205
Produkte aus dem Thierreich	208
„ „ „ Pflanzenreich	213
Der Kaffeebaum	213
Das Zuckerrohr	215
Der Reisbau	215
Der Arak	217
Die Ananas	218
Die Mangostan	218
Der Pisang	219
Die Rambustan	220
Der Kokusbaum	221
Der Bambus	224
Morus papyrifera	225
Upas - Gift	226
Rhedenunterhaltung	227
Abreise, Besuch auf Anjer	240
Besuch auf St. Helena	244
Heimreise	271

V o r w o r t .

Die ausgezeichnete Theilnahme, die bei meinen Freunden und Bekannten meine ersten brieflichen Mittheilungen, und später meine mündlichen Erzählungen, fanden, macht es mir zum grossen Vergnügen, ihnen diese kleine Reiseerzählung aus meinem Tagebuche mitzutheilen.

Treu gebe ich die Bilder und Erscheinungen wieder, wie sie mir vorkamen, im einfachen Gewande der Wahrheit. Ich habe mich bemüht, hauptsächlich die so vielfältigen mündlichen Fragen an mich hierin zu beantworten, und besonders das Leben auf der See, das allgemein als so langweilend angesehen wird, in einem bessern Lichte darzustellen.

Da ich Bertuchs Bilderbuch in den Händen vieler meiner verehrten Leser weiss, so

glaube ich ihnen keinen unangenehmen Dienst damit zu erweisen, wenn ich die Abbildungen in demselben anführe, die mir in Natura vorkamen.

Möge diese einfache Erzählung, die mehr Unterhaltung als Belehrung zum Zwecke hat, überall freundliche Aufnahme finden, und dem Verfasser die Gunst und das Wohlwollen seiner Freunde bleiben.

Würzburg, im Juli 1831.

Dr. Strehler.

Es war am 21. October 1828, als ich zum ersten Male die Function als Schiffsarzt antrat auf einem holländischen Kauffahrteyschiffe, genannt Anthony, aus Rotterdam, dessen Bestimmung war, Soldaten nach Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, zu bringen, und von da Kaffee und Gewürze mitzunehmen.

Nach einer Abwesenheit von 10 Monaten kamen wir wohlbehalten wieder in Holland an; ich machte indessen einen kleinen Heimathflug nach Würzburg und Augsburg, während, inzwischen Anthony zu einer zweiten Fahrt wieder reparirt und ausgerüstet wurde.

Es war am 15. October 1829 als ich zum zweiten Male als Schiffsarzt an Bord Anthony ging, welches Schiff, wie das erste Mal, Soldaten hin und Javaproducte zurückzubringen hatte.

Wie ich nun diese beiden Indienfahrten zurückgelegt; wie ich im Ganzen 477 Tage zur See zugebracht, ohne lange Weile; was ich wäh-

rend eines 4 monatlichen Aufenthaltes um und in Batavia gesehen; wie ich auf meiner zweiten Rückreise auch 4 Tage auf St. Helena zubrachte: dieses Ihnen, meine werthen Freunde und Gönner, so klar und so unterhaltend als möglich darzustellen, sey der Zweck dieser Blätter.

Mein Schiff Anthony.

Ich nenne es mein, nicht als Besitzer desselben, sondern weil es mir durch einen 20 monatlichen Aufenthalt zur unvergesslichen Erinnerung geworden, an die sich manche Gefahren, manche Entbehrungen, manche heitere und trübe Stunden meines Lebens binden. — Wäre es ein belebtes Wesen, ich könnte es umarmen als meinen treuen Freund, als meinen Lebensgefährten. Nie wird mir das Bild Anthony aus meinem Gedächtnisse verschwinden, da an dasselbe sich ein wichtiges Kapitel meines Lebens reiht. So viele Nächte schlief ich ruhig und sorgenlos, entfernt von jedem Landungemach, gleichsam dem Ueberirdischen näher, sanft geschaukelt von sausenden Wellen, umgeben von Traumbildern, wie von Genien, und mitten auf dem Meere lustwandelte ich im Kreise geliebter Freunde und Bekannten, ein schöner, heiterer Morgen weckte mich wieder zu schönem neuem Leben, und der majestätische Sturm war die erhabene Stimme der Natur, und tief erschüt-

tert und mit Ehrfurcht neig' sich des Menschen schwacher Geist vor diesem Allmachtworte. — Dieses alles zeigte mir mein geliebter Anton, mein Liebling, der den Wellen trotzte und leichtfüßig darüber hingleitete. Mancher von Ihnen, meine Theuren! hat noch nie eine Kauffahrteyfregatte gesehen, und daher will ich in der Beschreibung meines Anton etwas ausführlicher werden, und bitte die um Nachsicht, die schon öfters dergleichen Schiffe gesehen. Bertuchs Bilderbuch Bd. VIII. Verm. Gegenst. CCIX. Nr. 80 liefert auf dieser Platte ein Gerippe eines Kriegsschiffes, das einigermaßen eine Idee giebt; doch ganz falsch ist Bd. I. Verm. Gegenst. VI. Nr. 87. Fig. 2 das Kauffahrteyschiff, es mag wohl vor 50 und mehreren Jahren so ausgesehen haben. Besser, aber auch nicht mehr ganz ähnlich, ist Bd. IX. Verm. Gegst. CCXLVI. Nr. 80 eine Korvette und eine Brigg abgebildet. Erstere führt die holländische Flagge. Bei beiden ist Gallion und Bugspriet nach alter Form.

Wer in Rotterdam oder Amsterdam gewesen, der hat genug Indienfahrer gesehen, denn es liegen immerwährend einige, theils segelfertig, theils zur Ausrüstung vor beiden Städten. Eine Kauffahrteyfregatte ist ein Schiff mit 3 Masten und 2 Vertiefungen, wovon der Mittelmast der stärkste und höchste ist; der vordere wird Fokkmast, der hintere Bassanmast genannt. Der Schnabel des

Schiffes heisst Bugspriet und trägt auch noch Segel. Auf die Masten, die im Schiffskiel ruhen, sind noch bis 7 Stangen, Stengen genannt, aufgepflanzt, so dass sie bis zum Wimpel hinauf eine kleine Thurmhöhe erlangen. Die an den Masten quer herüber gehenden Balken heissen Raen, und an diesen hängen die Segel. Mehrere hundert Stricke, Tauen, halten Masten und Segel und verkreuzen sich so mannigfach, wie die Fäden eines Spinnengewebes in einer Wandecke. Jeder Strick ist auf dem Verdecke an einem hölzernen Nagel, Coffynnagel, befestigt, um die Segel auf oder nieder zu ziehen. Die 3 Masten stehen nicht gleichweit von einander entfernt, sondern auf $\frac{2}{11}$ der Schiffslänge der Bassan, auf $\frac{6}{11}$ der Gross- und auf $\frac{10}{11}$ der Fokkmast. Das Verhältniss der Länge und Dicke der Masten, Stengen und Raen wird nach dem Verhältnisse der Gesamtgrösse des Schiffes genommen, so wie jedes Stückchen Holz, jedes Tau, ja selbst jeder Nagel nach bestimmten Verhältnissen berechnet wird. Unser Schiff war 120 Fuss lang und 30 breit, der grosse Mast 80 Fuss hoch, worauf die Stengen bis zum Flaggenstock auch noch bei 150 Fuss geben, also wohl die Höhe eines Kirchthurms. Auf allen 3 Masten wehen verschiedene Flaggen, wovon die eine den Namen des Schiffes enthält, die andere die Stadt- und die dritte die National-Flagge ist. Mehrere solche Schiffe von verschie-

denen Nationen geben in Rotterdam dem sogenannten Pompys ein herrliches interessantes Ansehen; dazu auch noch die Lebhaftigkeit der täglich hin und wiederfahrenden Dampfschiffe.

Haben wir von Aussen diese Noas-Arche betrachtet, so wollen wir nun an Bord gehen. In Rotterdam geschieht diess noch vermittelt einer Art Brücke, die von der Strasse aus zum Schiff hingeht; wo aber die Ufer zu seicht, und die Schiffe nicht nahe gebracht werden können, wie z. B. auf der Rhede, da wird man mit kleinen Nachen hingefahren. Eine elegante Treppe (die freilich auf der Rhede nur bei ruhiger See angebracht werden kann, denn starke Wellen würden sie wegschlagen), führt uns an der Aussenwand des Schiffes hinauf auf's Verdeck, dies ist gleichsam die Zenne des Hauses, wenn ich mich so ausdrücken darf; es ist etwas konvex, ringsum mit einem Geländer, Verschanzung, umgeben, grün angestrichen, und in jedem Oblongum befinden sich Rauten von weissen Stäbchen, in deren Mitte ein Stern glänzt, die Randleisten, so wie alles daran sich befindliche Eisenwerk, sind schwarz; ringsum blicken 14 Kanonen hinaus zu den Schusscharten; die unsrigen waren 13 Pfünder, die Kanonen schwarz, die hölzernen Lavetten grün angestrichen, das Zündloch deckt eine schöne Messingkappe, und das Tauwerk, das die Lavette festhält, ist glänzend schwarz getheert und zier-

lich aufgeschichtet. Haben wir nun so ringsum den Blick geworfen, so sehen wir vorne beim Fokkmast eine Art hölzerne Hütte rauchen, diese ist die Küche, sie ist der Sicherheit wegen mit Blei oder Blechplatten ausgeschlagen, von Aussen grün mit schwarzen Bändern bekleidet, hat nicht mehr wie 16 □ Fuss Raum und lieferte täglich doch für 166 Mann Essen. Die Kastrole schliessen alle gut und sichern vor Feuersgefahr. Weiter nach Vorne sehen wir einen dicken, starken Werbebaum, und um ihn die Ankerkette geschlungen, an dieser Werbe, das Spil, wird der Anker aufgewunden, rechts und links erblicken wir noch Vorrath von Ankern, wovon unser schwerster $22\frac{1}{2}$ Zentner wiegt. Von dem Vordermast aus in spitzigem Winkel läuft über das Vordertheil des Schiffes, Gallion, hin noch ein starker, durch Stengen verlängerter Mast, der Bugspriet, und ist für das Segeln des Schiffes dasselbe, was der Schnabel für den Flug des Vogels ist, er spaltet gleichsam die Luft für den nachkommenden Körper. Vor und hinter dem Spil sehen wir durch Vertiefungen, die mit einer Art Treppenhaus, Kappe, gedeckt sind, hinab in die Schlafstellen der Unteroffiziere und Matrosen; durch ein kleines Loch kriechen sie in ihr Schwalbennest hinein, schlafen drinnen, wie die Ratten, und können bei keiner Bewegung des Schiffes herausfallen. Kehren wir nun um, und gehen nach dem Bassan-Mast zu. Zu bei-

den Seiten des Mittelmastes sehen wir die Ankerketten herauf kommen, und durch eine starke eiserne Sperre laufen; um den Mast herum sind die Taue zierlich aufgeschichtet, vor ihm sehen wir das grosse Lauk, hinter ihm das kleine, — Oeffnungen, durch welche die Schiffsladungen hinunter gelassen, und die so dicht geschlossen werden können, dass weder Regen noch die Wellen der See durchdringen. — Das kleine Lauk deckt ein hoher Rahm, der, von allen 4 Seiten mit Fenstern versehen, Licht in die kleine Kajüte giebt, blanken Messingstäbe schützen die Gläser. Hinter dem Bassen ist ein ähnlicher Fensterrahm, der die grosse Kajüte mit Luft und Licht versieht. Ausserdem sehen wir noch runde dicke Glasscheiben in messingenern Rande in die Decke eingeschraubt, diese versehen die einzelnen Hütten mit Licht, und da sie herausgeschraubt werden können, auch zugleich mit Luft. Hinter dem Bassen ist das Steuerrad und rechts und links vor ihm sind die Compasse angebracht, die bei jeder Bewegung des Schiffes stets horizontal schweben, dass die Richtung der Nadel nicht gehindert wird.

So weit oberflächlich das Verdeck betrachtet, gehen wir jetzt durch die zierliche Kappe, die mit schönem rothem Geländer versehene Treppe hinunter, und durchwandern die ganze erste Vertiefung, das Zwischendeck.

Links hinter dem Bassan kommen wir in die grosse Kajüte. Sie ist weiss ausgemalt mit goldenen Stäben an Leisten und Kanten, erhält ihr Licht von Oben durch besagten Glasrahm, und vor Anker oder bei ruhiger See, auch vom Spiegel des Schiffes, wo 4 Fensterrahmen angebracht sind, die aber freilich fast die ganze Reise geschlossen werden müssen. Schöne Vorhänge von rothen goldbebrämten Guirlanden umgeben die Fenster, in der Mitte strahlt in grossem Spiegel die Hinterwand, die mit Pistolen und Gewehren in symmetrischer Ordnung verziert ist, wieder. Eine schwarz sammetgepolsterte Bank läuft quer herüber, und vor ihr steht, gerade unter dem Rahmen, ein mit schönem Teppich belegter Tisch, über ihm schwebt eine bruncene schön façonirte Lampe, und etwas vorwärts ein Compass und zur Seite das Baro- und Thermometer. Rechts und links erblicken wir 3 Thüren mit Jalousien, deren 4 zu Schlafstellen, zwei zu reinlichen, geruchlosen Secreten (in einer kleinen gedeckten Gallerie) führen. Die Griffe der Thüren sind in Feuer vergoldet, so wie Leisten, Rand, und Laubwerk vergoldet ist. Die Thüren gehen nicht in Angeln auf, sondern werden durchgehends zurückgeschoben, und laufen auf Rädchen in metallgefütterten Rinnen. Jede Schlafhütte bekommt durch besagtes rundes Glas noch ihr extra Licht von oben durchs Verdeck. Die Bettstellen mit zierlichen

Guirlanden behangen, sind zum Aus- und Einschlagen in der Schiffswand schwalbennestartig angebracht, und die ganze Hütte bietet gerade Raum genug zum Waschtisch und zum Ankleiden. Unter das Bette stellt man seine Koffer, die statt Garderoben und Kleiderschränken dienen müssen. In der Kajüte ist der Fussboden mit einem schön gewebten Teppich, in den Hütten mit Wachstapeten belegt, welches aber während der Reise wieder weggenommen und mit geringerm ersetzt wird. Diese elegante Kajüte, versehen noch mit ein halb Dutzend netten lakirten Armstühlchen, die aber bei Bewegung des Schiffes nicht mehr stehen bleiben, ist für Passagiere bestimmt, die gut bezahlen.

Gehen wir nun in die zweite Kajüte. Ihre Einrichtung ist gleich der ersten, nur mit weniger Eleganz und durchaus grün ausgemalt mit weisser Decke. Um das Stiegengeländer und um den Bassanmast herum erblicken wir noch Armaturstücke, als: Säbel, Gewehre und Patronentaschen in gefälliger Ordnung gereiht. In der Mitte steht eine lange Tafel, etwas vor ihr fällt das Licht durch das kleine Lauk. Rechts und links sind 3 Schlafhütten, deren grösste der Kapitän bewohnt, die übrigen die 2 ersten Steuerleute, der Commandant von den Truppen und meine Wenigkeit. Im Vordergrunde ist in der Mitte die Kammer für Segel und Segeltuch, die aber auch

zu Hütten nöthigen Falls verwendet werden kann, und rechts und links vor ihr kleine Speisekammern, Bottlerey. Die Schlafhütten sind hier etwas geräumiger, weil sie mehr in den Bauch des Schiffes fallen, sie erhalten gleichfalls noch besonderes Licht durch die runden Gläser im Verdecke, die man ausschrauben, und Licht dadurch hinunterleiten kann. Diese Kajüte wird auch de Kerk (Kirche) genannt.

Durch eine der Speisekammern führt eine Thüre zu dem Raume, den auf der Hinreise die Soldaten bewohnen, und der auf der Heimreise mit Kaffeesäcken ausgestopft wird. Dieser nimmt mehr als die Hälfte der Schiffslänge, und den weitesten Theil, den Bauch desselben, ein. Er ist durchbrochen durch den Mittelmast und die beiden Gehäuse der Ankerketten, die auf dem Kiel und Boden ruhen. In diesen Raum waren jedesmal 100 Soldaten eingeeengt, zur Zeit wo die Witterung ihnen nicht gestattete auf dem Verdecke zu kampiren; die täglichen 30 — 35 Mann auf der Wache aber, mussten bei jeder Witterung oben bleiben, mehr aus Mangel an Raum, als aus Nothwendigkeit. Die Soldaten schlafen in Hängmatten, die so dicht an einander gereiht sind, dass nicht mehr Raum als Schulterbreite für den Mann gerechnet ist. Eine Bretterwand mit einem Gitter versehen, wodurch etwas Luft und Licht durch die Oeffnung, die zu den

Schiffsunteroffizieren führt, trennt diese von jenen. Die Soldaten steigen durch das grosse Lauk an einer Treppe hinab, diese grosse Oeffnung aber ist in See meist nur bis zu einem kleinen Loch verdeckt, und der Eingang noch durch das grosse Boot, das über ihm feststeht, verengt.

Unter dieser Vertiefung befindet sich die zweite, der sogenannte Schiffsraum; er läuft durchaus, und ist bloss von den 3 Masten und dem Kettenhause unterbrochen. Am Hintertheile befindet sich auch noch in einem Verschlage die Pulverkammer, und am Vordertheile der Steinkohlenvorrath für die Küche. Bei der Ausreise ist dieser Raum theils mit Eisenballast, theils mit Wasserfässern und Proviant gefüllt. Wir hatten 170 grosse Wasserfässer, Leggers, wovon jedes 12 Eimer enthielt. Ist ein Legger leergetrunken, wird er wieder mit Seewasser gefüllt, um an Ballast nicht zu verlieren. Auf der Heimreise wird dieser ganze Raum mit Kaffeesäcken ausgefüllt, und die Wasserfässer kommen auf's Verdeck, da man deren weniger nöthig hat, weil die Soldaten nicht mehr mit zurückgehen, und im benöthigten Falle man am Cap der guten Hoffnung, oder auf St. Helena an-gehen und Wasser einnehmen kann.

Diese wären nun ungefähr die Umrisse von meinem lieben Anthony, der von Aussen, so weit er im Wasser geht, noch mit Kupfer beschlagen ist, und sonach gesichert vor dem Schiffswurm.

Wie dieser Koloss vom Windhauch fortgeblasen und von den Wellen wie ein Federball hin und wieder geworfen wird, werden wir auf unserer weitem Reise sehen.

Noch befinden wir uns in Rotterdam. Die Soldaten, so wie Proviant können erst in der tiefern Maas, bei Dortrecht, an Bord genommen werden. Alles, was hier geschehen konnte, ist nun gethan. Das Schiff wird vom Walle losgebunden, und mit steigender Fluth und günstigem Winde geben wir jedesmal mit 12 Kanonschüssen der Stadt ein Lebewohl. Auf diesen Ruf versammelt sich eine Menge Menschen am Pompys, und Tücher und Hüte in Menge wehen uns noch nach. Die Familie des Eigenthümers des Schiffes, und dessen nächsten Freunde und Bekannten, kommen noch an Bord zu einem Diner. Man wünscht sich tausend Glück und Wohlergehen, und leert ein Gläschen ums andere, während der Abend einbricht, und die Thürme Rotterdams allmählig in unserm Rücken verschwinden, indem das Schiff sanft dahin gleitet. Die Gäste nehmen nun Abschied, und kehren zu Land oder zu Wasser in die Stadt zurück. Gewöhnlich in 1 oder 2 Tagen gelangt man nach 'sGravendeel bei Dortrecht. Hier ist die Fluth schon bedeutender, und daher die Maas-Mündung viel tiefer. Da werden noch die nöthigen Lebensmittel für Hin- und Herreise zugleich und auch die Soldaten an Bord genom-

men, was manchmal einen Aufenthalt von 14 Tagen giebt. Man benützt diese Zeit noch mit Landspaziergängen und Besuchen in Dortrecht, Rotterdam und umliegenden kleinern Ortschaften, und freut sich manchen Morgen wieder neu darauf, wenn der Wind noch nicht günstig bläst.

Endlich hat auch diese letzte Freude ein Ende; der Northwest bläst, man macht sich mit der Fluth flott und beginnt nun eine langsame, und an manchen Stellen höchst mühsame Fahrt, wo das Schiff oft mehr gezogen werden muss, und nicht selten geräth man auf Grund. Hie und da zwischen Gebüsch und Gesträuchen hervorschauende Kirchthürme und Landhäuser, und die hin und wiederkreuzenden Dampfboote beleben noch einiger Massen diese langsame Fahrt. Sie wird von Rotterdam bis Helvoetsluis durch den Binnenloots geleitet, ein Mann, der überall der Fahrstellen genau kundig ist. Auf dieser Fahrt hatten wir auf beiden Reisen das Unglück, einen Mastrosen zu verlieren, beide fielen über Bord, der Eine wurde gar nicht, der Andere Tags darauf erst aufgefischt. Neptun begnügte sich mit diesen beiden Opfern.

In Helvoetsluis, an der Nordwestküste Hollands angelangt, wird das Schiff amtlich visitirt, mit den nöthigen Papieren versehen und entlassen. Sobald nun der Wind weht, um uns in

die Nordsee zu blasen, werden die Anker gelichtet. Manchmal muss man Wochen lang darauf warten, manchmal nur wenige Stunden. Wir hatten das Glück, nach dem zweiten Tage jedesmal in See zu kommen. Der Binnenloots wechselt jetzt mit dem Seeloots, dessen Pflicht es ist, das Schiff von der Rhede bis in den Canal sicher zu geleiten.

Die Seelootsen sind von ihrer Kindheit bis zu ihrem höchsten Alter fast ununterbrochen in kleinen Fahrzeugen, die man Lootsboote nennt, auf der See, und wissen daher ganz genau durch stetes Sondiren mit dem Senkblei jede Sandbank, die sich angehäuft, oder wieder abgespühlt, wodurch fast in jedem Jahre längs der holländischen Küste eine andere Fahrstrasse gesucht werden muss; und mancher Ostindienfahrer, der bis hieher seine Reise glücklich vollendet, ist hier im Angesichte seines Vaterlandes noch gestrandet. Das letzte Unglück dieser Art ereignete sich im Jahre 1826, wo Schiff und Mann bis auf den Seelootsen zu Grunde gingen, der als kräftiger Schwimmer sich rettete.

So Alles in Ordnung habend, warteten wir mit noch 2 andern Ostindienfahrern auf günstigen N. Ost - Wind. Nur 2 Tage liess uns Aeolus harren, während er andere oft 2 Monate lang neckt.

Der N Ost blies, der Anker wurde aus dem Grunde gewunden, die Segel aufgespannt, und

hinaus gings in die offene See. Schwer ist es, ein Bild zu geben von dem Eindrücke, von den Gefühlen und Empfindungen, die denjenigen ergreifen, der zum ersten Male eine so weite Seereise unternimmt. Habe ich früher kaum erwarten können, dieses ergreifende Schauspiel zu sehen, so war mir's jetzt gleichsam, als ergriffe mich Reue über ein Wagniss, das mir zu missglücken droht. Der Wind, den ich früher kaum erwarten konnte, blies mir jetzt zu stark; die niedrigen, gesträuchigen, nur von Wasserweiden besetzten Ufer und Wiesen von Hollands flacher Küste, die ich im Vergleich mit meinen vaterländischen Bergen und Thälern verachtete, zogen meine Blicke mit immer mehr und mehr Wehmuth nach sich, je mehr sie denselben verschwanden, und hatte ich vor 2 Tagen immer vorausgeschaut, so blickte ich jetzt mit beengter Brust rückwärts, und glaubte mich gleichsam an dem letzten Hügel, der nur noch matt durch den Nebel sichtbar war, anklammern zu müssen. Das Land war verschwunden, meine Augen suchten es vergebens, und erst jetzt fielen meine Blicke auf unsre beiden Reisegefährten, auf die Menge Fahrzeuge, die nach allen Richtungen hinkreuzten, auf die Lootsboote und Fischer-nachen, die uns umgaben. Ein Schauspiel, das mich bei meiner ersten Zurückkunft von Ostindien hoch entzückte, jetzt aber mit Wehmuth erfüllte, da ich glaubte, von ihnen, die ich noch

niemals gesehen, gleichsam wie von trauten Freunden Abschied nehmen zu müssen.

Der Seeloots hatte uns glücklich durch alle schwierigen Stellen durchgeführt, er wurde von uns noch mit vielen mündlichen und schriftlichen Aufträgen und Lebewohls überhäuft; auf eine glückliche Reise wurden noch mit ihm einige Weingläser geleert, und als seine Gefährten mit einem Fahrzeuge herbeigekommen waren, ihn aufzunehmen, wurde er von uns allen mit dem herzlichsten Wunsche eines glücklichen Wiedersehens, entlassen.

Willkommen auf See!

So rief der Kapitän mit dem gefüllten Glase uns zu, wir stiessen mit ihm an, und ich merkte, an den immer höher und höher werdenden Wellen, dass wir in der Nordsee waren. Das Schiff schaukelte immer mehr und mehr, die Segel schwollen vom Winde, allmählig verschwand in unserem Rücken der letzte Nebelblick des festen Landes, das mit magnetischer Sehnsucht noch unsere Blicke an sich zog; mit wehmuthsvoll beklommener Brust und mit feuchtem Auge schauten wir nach ihm zurück; die Brust ist wie mit einem eisernen Reife umspannt, und der Athem fast gehemmt. Mit Staunen schauet man in die schäumenden Wellen, auf denen das Schiffchen

dahinschaukelt, und unaufhaltsam bläst uns der Wind allmählig mehr und mehr die Heimathfackel aus, und vor unsern Blicken öffnet sich eine undurchdringliche Zukunft, gleich der unübersehbaren Meeresfläche. — Werde ich das theure Land, das ich jetzt mit wehmuthsvollem Blicke verlasse, wohl wieder sehen? — Oder soll mein Grab in diesen Fluthen bestimmt seyn? — Welchen Schrecken und welche Gefahren kann dieses trügerische Element mir nicht bereiten? — So möchte man wohl hundert Fragen thun, und erhält nicht eine Antwort darauf. Der Wind hatte uns bald in den Kanal getrieben; wir hielten uns mehr an die englische Küste und fuhren so dicht an Dover vorbei, dass wir das herrliche Kastell recht gut sehen konnten; Frankreichs Küste hingegen konnten wir nur dunkel am Horizonte erkennen. So längs der englischen Küste hinfahrend, gewährte das schöne Wetter uns noch einen freundlichen Anblick der emsigen Landbewohner und lachenden Dörfchen am Strande. Ein gemüthlicher Reiz jeder Seegegend, der uns erwächst aus der Paarung des ländlich Anmuthigen mit der Majestät des unübersehbaren Oceans, des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem weiten stürmischen Leben des grausamen Elementes. Ich vergass meine Seereise, und glaubte mich einen Augenblick wieder an die herrlichen Ufer des majestätischen Rheines versetzt. Ausser den Land-

häusern sind die Küsten auch noch mit einigen Leuchtthürmen besetzt. (Ein Bild davon liefert Bertuch, Bd. IX. Verm. Ggnst. CCXXXVII. Nr. 60). Diese werden des Nachts beleuchtet, und dienen so den segelnden Schiffen zum Wegweiser, da bei etwas nebelfreier Nacht ihr Licht 4 — 5 teutsche Meilen weit gesehen werden kann. Das Auge hat jetzt auch diesen angenehmen Ruhepunkt wieder verloren, und hinaus schweift der Blick in die unübersehbare grüne Fläche. Die Lootsboote und Fischernachen hatten sich allmählig gemindert, und die übrigen grossen Schiffe kreuzten nach allen Richtungen auseinander.

Kleine, vom Landwinde tief in die See hineingetriebene Vögel, fielen ermattet auf unser Schiff nieder, so dass ich von ihnen eine Lerche und einen Zeisig mit blosser Hand ergreifen konnte. Ich theilte mit diesen armen Geschöpfen meinen eigenen Käfig, setzte ihnen Futter und Wasser vor, und hätte mich gefreut, sie gerettet zu haben; allein des andern Morgens waren sie nicht mehr mit mir erwacht. — Das allgemeine Loos eines jeden Neulings auf See, stellte sich auch bei mir bald ein, nämlich: die

Seekrankheit.

Ich fühlte mich heute nicht so wohl, wie gestern, mir fehlte Alles, und ich wusste doch nicht

recht, was davon am meisten. Mir kam es heute auf dem Verdecke so schwindelnd vor; das Schiff ging so unruhig durch die Wellen; ich vermochte, ohne mich zu halten, nicht mehr festzustehen, vielweniger zu gehen; die Esslust war verschwunden, mein Kopf eingenommen und schmerzend; die Neigung zum Erbrechen wurde immer heftiger und letzteres erfolgte; das Sausen des Windes durch Taue, Masten und Segel, das Brausen der durchschnittenen Wellen, das Zischen des Schaumes, der sich wie Seifenschaum über dem grünen Wasserspiegel erhebt, betäubt Ohren und Kopf so sehr, dass beide davon ermattet zu keinem Dienste mehr fähig sind; des Nachts schlaflos in seinem kleinen Neste hin und her geworfen, hat man dabei das Gefühl, als bewegten sich in allen drei Körperhöhlen ihre Eingeweide frei nach dem Gesetze der Schwerkraft, wie das Schiff von einer Seite zur andern fällt; man steht des Morgens entkräfteter auf, als man des Abends sich gelegt; stellte sich auch ein Reiz zum Essen ein, und hatte ich mit Widerwillen etwas genossen, so musste ich es bald wieder hergeben. Zu dieser körperlichen Abgeschlagenheit kam auch noch die des Geistes und Gemüthes, letzteres wird durch tausend Erinnerungen wehmuthsvoll nach der Heimath gezogen; hundert Dinge glaubte ich vergessen zu haben, meinen Freunden noch zu schreiben, wozu nun keine Möglichkeit mehr vorhan-

den. Dieser erbärmliche Zustand nun heisst Seekrankheit. — Er hatte bei mir 9 Tage gedauert, dann aber mit Zurückgabe kräftiger Gesundheit des Körpers und Gemüthes mich verlassen. Ich brachte an der Tafel jetzt so reichlich ein, dass durch die früheren Tage nichts dabei erspart war. Wer einmal von dieser See-Epidemie überfallen, der soll in der Regel nie mehr davon befallen werden, selbst wenn er sich nach Jahre langem Aufenthalte am Lande wieder zur See begibt. Bei mir fand ich diese Regel bestätigt auf meiner zweiten Reise. Nun wieder hergestellt, hörte ich mit Geduld und Gelassenheit meine Soldaten an, wenn sie von mir mit Ungestüm ein Mittel gegen diese Krankheit haben wollten, während sie früher mich ärgerten, da sie doch sahen, dass ich mir selbst nicht helfen konnte. Nur einige wenige blieben frei von aller Anwendung; andere hingegen hatten 14 Tage, ja einer aus ihnen 4 Wochen lang damit zu kämpfen, bei welchem der Krankheitszustand sich in dem Grade steigerte oder minderte, als sich das Schiff mehr oder minder bewegte. Doch nun einmal daran gewöhnt, wurde er schnell einer der Gesundesten an Bord. Eine der drei Soldatenfrauen mit ihrem Säuglinge blieb ganz davon frei, während die andern stark mitgenommen wurden. Dies für Sie, meine Herren Collegen! als Beitrag zur Physiologie des Weibes. — Gefährlich ist diese Krankheit nie,

wohl aber ein lästiger Katzenjammer, den ich als Studio nie so hart fühlte. —

In allen Reisebeschreibungen wird eigentlich über

Das Leben auf dem Schiffe

nur sehr wenig, ja oft gar nichts erwähnt; man sagt bloss: wir fuhren im Monat N. N. ab und landeten an u. s. w., was aber nun in dieser Zeit vorgefallen, wird gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen. Wer freilich einmal eine bedeutende Seereise von mehreren Monaten gemacht, der weiss, dass sie sich alle so ziemlich gleich verhalten; wer aber noch nicht, der wundert sich, wie man hundert und mehrere Tage zwischen Himmel und Erde — auf dem Wasser — zubringen kann, ohne nicht vor langer Weile zu vergehen. — Dass ich diese nie gefühlt, möchte ich Ihnen, meine werthen Freunde, durch Nachfolgendes beweisen. Es gehört freilich ein lebensfroher Geist und keine Verzärtelung Fortuna's dazu, die so gerne nur Weichlinge und Schoosskinder erzieht. Mit dem Einen hat mich Natur beglückt, mit dem Andern der Zufall verschont, — und um Beides bin ich herzlich froh. Meine Ostindienfahrten werden mir noch angenehm bis ins späteste Alter hinüberschimmern.

Ungefähr nach 16 bis 20 Tagen, je nachdem

die Fahrt günstig ist, erblickt man noch zum letztenmale, aber nur in weiter Entfernung, Land; dies sind die kanarischen Inseln. Nur die höchsten Gebirge begrenzen sich am Horizonte. Auf meiner zweiten Reise fuhren wir näher an Teneriffa vorbei, so dass ich recht deutlich den Himmel anstrebenden Pick sehen konnte, dessen mit Schnee bedeckte Kegelspitze, weit über die Wolken emporragend, silbern in der hellen Mittagssonne glänzte. Wie ich noch als Knabe diesen Riesen aus der Geographie kennen lernte, damals sehnte ich mich schon, ihn näher zu sehen, und des Knaben Sehnsucht ist nun im Manne befriedigt worden. Nach Erfahrungen kann man annehmen, dass er bei heiterem Wetter bis auf 30 deutsche Meilen vom Schiffe aus sichtbar ist.

Dies war auch der letzte Anblick eines Landes, und der Capitain versicherte uns, dass wir bei günstiger Fahrt kein Land mehr sehen dürfen, bis wir nach ungefähr 4 Monaten unser Reiseziel, die Insel Java, erreicht hätten. 4 Monate! Zwischen Luft und Wasser schwebend auf einem schwachen Brettergrunde, der von den Wellen, wie eine Feder vom Windhauche, hin und wieder getrieben wird! — In Gesellschaft von ein Paar Menschen, nur fähig und würdig unseres Umganges, und von der übrigen Welt ganz abgeschnitten! — Das, meine Theuren, werden Sie ausrufen, muss eine langweilige, unerträgliche Ewigkeit seyn, die über-

dies noch täglich, ja stündlich mit Lebensgefahren bedroht ist. —

Wie angenehm, mit abwechselnder Unterhaltung gepaart, und wie vertraulich mit meinen nächsten Umgebungen ich 477 Tage in Zeit von 2 Jahren auf solche Weise zubrachte, werde ich Ihnen in Nachfolgendem zu beweisen suchen.

Unterhaltungen auf der See.

Wie die Erde und Luft, so hat auch das Meer seine verschiedenartigsten Bewohner, deren tausendfaches Erscheinen die Einförmigkeit des Schiffslebens oft angenehm unterbricht. Man kann sich halbe Tage lang auf dem Verdecke damit unterhalten, dass man bald diesen, bald jenen Seebewohner erblickt, und erlaubt es die Fahrt des Schiffes, so macht man Jagd darauf, die so angenehm, wie die Landjagd ist, und obendrein das Gute hat, dass man sich keinen müden Fuss dabei macht. — So gut sich mir nun einige Seebewohner auf meinen beiden Fahrten zeigten, so will ich sie Ihnen wieder vorführen, und zwar vor allen den

Wallfisch.

Wie ich mich noch im Monat September 1828 in Holland, in der freundlichen Stadt Haag, auf-

hielt, las ich in den Blättern unter andern auch eine Einladung zu einem Concerte im Wallfischgerippe. — Ich dachte, so wird der Gasthof heissen; als mir aber im Ernste es versichert wurde, so trieb mich die Neugierde, dies kolossale Skelet zu sehen. Es übertraf alle meine Erwartungen! Auf eisernen Pfeilern und Stangen ruht ein 80 Fuss langes Fischskelet, in dessen Bauche wirklich Bänke angebracht sind, und in dem man eine kleine Treppe hinaufsteigt. Die noch von Thran stinkende Schwanzflosse glich einem Hausthore, jede einzelne Rippe einem Balken. Auffallend klein gegen das Ganze sind die Augenhöhlen und der Schlund, erstere ist nicht grösser, als die eines Ochsen, und letzterer so klein, dass kaum eine starke Mannsfaust durch die Oeffnung geht. Jede Beschreibung dieses Colosses fällt ins Unglaubliche. Da der Besitzer herumreist, und es um Geld sehen lässt, so kommt er wahrscheinlich damit auch nach Deutschland, und dann mögen meine werthen Freunde hingehen, sehen und mir abbitten, wenn Sie gegenwärtig lächelten, dass ich ein Concert im Wallfischskelette besuchte, — ich vergebe schon zum Voraus, da auch ich ein — Thomas war, und überhaupt lieber sehen, als glauben will. Dieses Thier wurde bei Ostende todt am Strande von den Fischern gefunden. Man glaubt, dass es wahrscheinlich über hundert Jahre gelebt habe, und aus Alter gestorben sey. Der gegenwärtige Besitzer

bearbeitete mit vieler Mühe und Aufwand das Skelet, liess sich eine eigene elegante Bretterhütte dazu bauen, und reist jetzt mit seinem Colosse herum. Von Holland ging er nach Frankreich.

Hatte ich nun auf dem Continente das Skelet gesehen, so sah ich jetzt auf dem Oceane den lebenden Coloss. — Nie sah ich einen Wallfisch allein, meistens nur paarweise. Sie bleiben nicht lange unter dem Wasser, sondern kommen bald wieder bis über die Hälfte des Körpers hervor, und spritzen dann aus ihren Luftlöchern, wie aus Fontainen, das Wasser aus, in einem 2 bis 3 Zoll dicken und 5 bis 7 Fuss hohen Strable, tauchen manchmal ganz senkrecht unter, so dass die ungeheure Schwanzflosse ihrer ganzen Breite nach über dem Wasser sichtbar ist. Wenn gerade das Schiff nicht stark durchgeht und die See ruhig ist, so kann man oft eine Viertelstunde lang so ein verliebtes Fischpärchen beobachten, und wenn das blosse Auge nicht mehr hinreicht, so steigt man mit dem Fernrohre in den Mastkorb hinauf, und sieht da noch dem Spiele zu. Sie kommen dem Schiffe nie so nahe, wie die gefrässigen Hays. So gross nun dieses Thier ist, so ist doch die Abbildung übertrieben in Bertuch Bd. X. Verm. Ggest. CCLIII. Nr. 4. Wir sehen hier von einem, nicht tödtlich harpunirten Wallfische die Schaluppe hoch in die Luft geschleudert, dass sie sich im Fluge umdrehte, und alles, was darin war,

ins Meer stürzte. Eher würde wohl durch den Kraftschlag die Schaluppe in hundert Trümmer zerstioben, als so hoch auffliegen. Dass es dem Wallfisch ein Leichtes ist, die Schaluppe mit einem Schlage zu zertrümmern, davon hat mich schon ein kleiner Hay überzeugt, der an Bord den Hühnerstall entzweischlug; jedoch diese Zeichnung gehört zu den Phantasiegemälden der Reisenden, die gar zu gern ein Vergrößerungsglas auf die Nase setzen. Näher der Wahrheit ist die Abbildung eines Wallfisches Bd. I. Fische I. Nr. 4.

Häufiger und schaarenweise zeigt sich eine kleinere Familie des Wallfisches, nämlich

Der Braunfisch oder Meerschwein.

Der Holländer nennt ihn «de Boer met zen Varken,» Bauer mit seinen Schweinen. Sie sind immer hundertweis beisammen, schwimmen ausserordentlich schnell, oder schnellen vielmehr aus dem Wasser auf, setzen über die Wellen hin, fahren wieder unter denselben durch und schnellen wieder auf, so dass man das Getöse, das sie dabei machen, und ihr Schnauben schon von weitem hört. Ist das Schiff ihrem Zuge gerade im Wege, so fahren sie mit Blitzesschnelle unter demselben durch, und kommen auf der andern Seite wieder zum Vorschein. Manchmal nehmen sie ihren Lauf mit dem des Schiffes, das ih-

nen aber bei weitem nicht nachkommt, und hier kann man sie einige Augenblicke länger sehen. Bei manchen bemerkte ich den Rücken mit Muscheln und Austern bedeckt. Sie haben ungefähr die Länge von 10 bis 12 Fuss. Wegen ihrer Schnelligkeit ist es nicht leicht möglich, sie zu fangen, wir warfen jedesmal den Harpun vergebens. Wenn sie sehr hoch über dem Wasser hinschnellen, sind sie die Vorboten eines nahen Sturmes, oder Veränderung des Windes. Sie sind am Rücken schwarzbraun, am Bauche etwas heller. Siehe Brt. Bd. II., Fische XXIII. Nr. 61. fig. 1. Diese Abbildung ist nicht sehr getroffen, der Kopf sollte dicker seyn.

Nebst diesen lustigen Springern gibt es noch eine andere Gattung, die sich sehr häufig über dem Wasser sehen lässt; es sind dies

Die Delphine.

Sie machen oft die possierlichsten Sprünge über dem Wasser, drehen sich gleichsam auf der Schwanzflosse, wie ein lustiger Knabe auf einem Beine, herum; sind auch immer in Gesellschaften beisammen, schwimmen ausserordentlich schnell, und sind darum schwer zu fangen. Die kleinern Arten sind sehr schmackhaft, es gelang uns, einen auf folgende Weise zu fangen: Der eine Matrose hielt einen silbernen Löffel ins Wasser, und suchte

so den Delphin etwas höher herauf zu locken, während ein anderer mit dem Dreizack bereit stand, sobald der Fisch in Wurfsnähe kam. Man muss des Wurfes wohl versichert seyn, denn wirft man fehl, so sind alle Delphine verschwunden, kommen die nächsten Tage nicht wieder, und man hat Stunden lang vergebens gelauert. Nach manch vergeblichem Versuche gelang es endlich, einen zu haschen, er gab für unsere versalzene Tafel einen delikaten Leckerbissen, Aale und Forellen konnten uns nicht besser schmecken. Tief im Wasser erschien er meergrün und ganz klein, doch auf dem Verdecke schwefelgelb mit blauen Punkten besäet, und je nachdem die Lichtstrahlen einfielen, schillerten die Schuppen wie Perlmutter. Während des Absterbens überliefen ihn dreimal schnell hintereinander wechselnde Farben, schwefelgelb, bläulich und blassroth. Sein Kopf, oben von bläulicher Farbe, und sein Maul haben viel Aehnlichkeit mit dem Karpfen; die Augen sind glänzend gelb mit schwarzen Reifen umgeben; die Kiemen purpurroth; der Flossen hatte er 2 bei den Kiemen, eine über den ganzen Rücken ununterbrochen bis zur Schwanzgegend hinlaufende, die sehr stark ist, und die er hoch aufstellen kann, eine am Bauche, ungefähr von dem Drittheile des Körpers bis zur Schwanzgegend fortlaufende, und eine sehr stark eingeschnittene Schwanzflosse, ähnlich dem Schwalbenschwanz; die

bei den Kiemen und auf dem Rücken waren dunkelbraun mit durchstrahlenden hellblauen Streifen, die am Bauch und Schwanz stark schwefelgelb. Seine Grösse betrug 7 Fuss Länge und $1\frac{1}{2}$ Fuss im dicksten Durchmesser. Wir machten diesen leckern Fang am 5. Juli 1830 auf $35^{\circ} 15' N.$ B. $36^{\circ} 49' W.$ L. Mein Freund H... lieferte mir nach der Natur eine wohl gelungene Zeichnung, deren sich vielleicht noch mancher meiner freundlichen Leser erinnert, bei meiner kleinen Sammlung gesehen zu haben. Die Besitzer von Bertuch verweise ich auf Band I. Fische I. Nr. 4. fig. 2. Diesem ähnliche kamen mir nicht zu Gesichte. Bd. II. Fische XXIII. Nr. 61. fig. 2. Diese Abbildung entspricht getreu denen, die ich so oft über dem Wasser hüpfen und tanzen sah. Bd. XI. Säugeth. CXVI. Nr. 22. Von dieser Gattung kamen mir keine zu Gesicht.

Auf der Heimreise, in der Nähe vom Cap, Angula und Tafel-Bay, wo wir oft nur 20 Faden Tiefe hatten, fingen wir bei schlechter Fahrt, besonders des Abends, manchen frischen Leckerbissen für unsere Tafel, und ein kleiner Fang entschädigte uns für viele verpasste Stunden so gut, wie den Jäger auf dem Anstande, der statt eines Rehes am Ende nur einen Hasen schiesst. „Fischen und Jagen macht hungrigen Magen“ bewährte sich auch bei mir, wenn ich so einen halben Tag lang mehrere in verschiedener Abstufung

mit Speck gespickte Angeln, die, um zu sinken, noch mit Blei erschwert waren, aufzog. Hängt ein Fisch an, so erscheint in einer Tiefe von 4—8 Fuss ein lichtgrüner Körper, und freudig ruft der Fischer aus: «het couleur!» (sprich klört) «es färbt.» — Leichter als alle übrigen Fische ist zu fangen der gefräßige

H a y .

Tagelang begleitet er das Schiff. Sein treuer Gefährte ist das kleine sogenannte Lootsmännchen, das sehr oberflächlich schwimmt, und uns den tiefer gehenden Hay, den man oft kaum bemerken würde, verräth. Es ist ein kleines, braungestreiftes Fischchen, die Streifen sind breit, und laufen quer über den halbbraunen Körper herüber. Wir fingen auch einen von $1\frac{1}{4}$ Fuss Länge, dessen Fleisch sehr schmackhaft war.

Hat man den Hay entdeckt, und will man seines Fanges um so gewisser seyn, so darf man nur sehr wenig Tafelabfall über Bord werfen, und ihn hiemit nur lüstern, nicht aber satt machen, so beisst er gar bald an den Hacken, der mit einem guten Stück Speck geschmiert ist. Er schwimmt lange um den Köder herum, betrachtet und be- riecht ihn von allen Seiten, und erschrickt er auch manchmal, wenn er die auf ihn lauenden Leute

auf dem Verdecke gewahrt, so kehrt er doch bald wieder, und je öfter er wiederkehrt, desto mehr kommt ihm der Appetit, — endlich wendet er sich schnell auf den Rücken, schnappt nach der Beute mit weitgeöffnetem zähnegefülltem Rachen und hat den Hacken in seinem Fleische, den er nicht abbeissen kann, da er an eine kurze Kette und diese erst an einem guten Tau befestigt ist. Jubelnd wird nun der Räuber aufgezogen, mit Wuth und Schmerz schlägt er mit seinem gelenkigen Schweife um sich — doch der Mensch — das grösste — Raubthier verlacht seine Wuth, — ihm macht es Spass zu morden! — Aufs Verdeck niedergeworfen, schlug er den Hühnerstall entzwei, doch von Tauen verstrickt, machten die Matrosenmesser seiner Hitze bald ein Ende. Ich hätte ihn gerne länger am Leben gesehen, aber es war zu gefährlich für unsere Fensterrahmen. Die Matrosen nahmen sich das Schwanzstück, als den geniessbarsten Bissen. Ich skeletirte sein Gebiss, und untersuchte seine Eingeweide. In seinem Magen fanden sich alle Ueberreste von unserer Tafel. Lange aber noch dauerte die Contraction des Herzens fort, als ich es schon ganz herausgeschnitten hatte, und Schwanz und Kopf schon vom Rumpfe getrennt waren; noch in Verbindung mit diesem, war ich nicht im Stande, die Expansion des Herzens mit dem Drucke der Hand zu hemmen. Seine Haut ist sehr rauh, und dient

getrocknet, den Zimmerleuten statt Bimsstein zum Glätten des Holzes. Dies war noch ein junges Exemplar, seine Grösse betrug bloss $7\frac{1}{2}$ Fuss. Ausser diesem fingen wir noch zwei kleinere, einen davon nur von der Grösse eines starken Hechtes; dieser stank noch nicht nach Thran, und wurde von uns mit gutem Appetite gespeist. An dem grössern Hay sassen auch noch fünf Saugfischchen, *Romora*, an, die er aber während des Aufziehens bis auf einen abschlug, der meine Beute wurde. Diese Sauger haben vom Kopf bis zur Hälfte des Bauches hin parallellaufende Saugwarzen, Dachziegel ähnlich über einander liegend und von vorne nach hinten gehend, mit denen sie sich so fest ansetzen können, dass man sie eher in der Mitte ab-, als von dem gehaltenen Körper losreissen könnte; man muss sie vorwärts schiebend aufheben, will man sie loskriegen. Man nennt sie auch Schiffhalter, weil sie das Schiff im Segeln hindern sollen, wenn sie sich an dasselbe ansetzen. Dies ist mehr eingebildet als wahr. Bertuch Bd. 1. Fische III. Nr. 13. fig. 3 liefert eine recht gut gelungene Abbildung, die Saugfläche ist recht gut zu sehen; nur Schade, dass er den Fisch nicht auch von oben abgebildet hat, denn da sein Kopf beinahe ganz plattgedrückt ist, so öffnen sich die Kiemen nicht nach beiden Seiten, sondern rechts und links oben hinter den Augen, wo sie in einem Winkel auslaufend, divergiren.

Von den Hayfischen liefert Bertuch mehrere Exemplare, von denen ich einige sah. Bd. XI. Fische LXVIII. Nr. 27. fig. 3 *Squalus obscurus* ist ganz das Exemplar, wie wir es fingen. Ganz richtig sind die Flossen gezeichnet, genau angegeben die mondförmigen Ausschnitte der Rücken- und Kiemenflosse, und die Schwanzflosse, deren oberer Theil weit über den untern hinausläuft; bei b. c. d. sind die Zähne mit ihren Einschnitten am Rande sehr gut dargestellt; der Rand ist ordentlich sägeförmig gezahnt und äusserst scharf. Die scharfgespitzten Zähne verwenden einige Indianer zu Spitzen ihrer Pfeile z. B. die Daiaker auf Borneo, deren Pfeile sammt dem Blasrohr, woran noch eine Lanze befestigt ist, ich auf Java erhielt, sie vergiften die Pfeile. Das grössere Exemplar, das wir fingen, hatte 5 Reihen Zähne, die es aufstellen und umlegen kann; was nur immer in seinen Rachen kommt, bleibt an diesen hängen, da sie sämmtlich mehr nach innen zu stehen. Ein Stück Holz, das ich dem Thiere in den Rachen steckte, konnte ich nur mit Gewalt und zerfetzt wieder herausreissen. Seine Schnauze ist abgerundet und weit über die Mundöffnung vorlaufend, seine Augen liegen auch mehr nach unten, daher das Thier sich umdrehen und nach dem Specke haschen musste. Fig. 5. a, zeigt recht gut den Kopf von unten. Bd. I. Fische VI. Nr. 49, und Bd. II. Fische XIV. Nr. 18

zeigen noch mehrere Gattungen von Hayen, die mir aber theils gar nicht, theils nicht so nahe zu Gesicht kamen, dass ich über die Abbildungen urtheilen könnte.

Dass die Fische schwimmen, ist allbekannt und Jedem glaublich; doch nicht Jedem, das sie auch fliegen. — Dieser Ungläubige darf nur einmal die Wendekreise passieren, und er wird öfters sehen Schaaren von

Fliegenden Fischen.

Exocoetus volitans.

Ich beobachtete sie nur zwischen den Wendekreisen, selten einzeln, immer in grosser Anzahl. Sie schnellen aus dem Wasser auf, breiten ihre sehr langen Flossen flügelartig aus, und fliegen so etwa hundert Schritte weit über die Oberfläche des Wassers hin, jedoch nicht so hoch, dass sie über das Verdeck hinflögen, wie das von Manchen behauptet wurde; höchstens, wenn das Schiff recht schief liegt, dass einer dann in die Rust niederfiel, oder wenn die See recht hoch geht, und die Welle beinahe dem Verdecke gleich steht. Nach meiner Autopsie fliegen sie nur 6 Fuss hoch über die Wasserfläche hin, berühren dieselbe wieder, und schnellen noch einigemal auf, gleich einem platten Steine, den man über die Wasserfläche hinwirft, der mehrmal auf-

springt. Die Matrosen, die gerade an der Aussen-
 seite des Schiffes zu arbeiten hatten, fingen mir
 einige. Sie erreichen von der Grösse eines klei-
 nen Fingers die eines Häringes, sind dunkel ge-
 schuppt, der obere Theil des Kopfes etwas ab-
 geplattet, die Schnauze spitz abgerundet, die bei-
 den Seitenflossen sind sehr lang, entfalten sich
 im Fluge fächerartig und legen sich im Schwim-
 men wieder an den Körper. Ihr Fleisch ist sehr
 schmackhaft, ich liess mir ein Paar braten, nach-
 dem ich einige Exemplare in Spiritus gelegt
 hatte. Bertuch liefert Bd. II. Fische Nr. 68. fig.
 2, 3, 4 richtig getroffene Exemplare, wie sie
 mir vorkamen. Den schönen bunten Seehahn
 fig. 1 sah ich leider nicht. Bd. I. Fische III.
 Nr. 13. fig. 1 stellt ihn im Fluge dar, wobei
 ich nur zu bemerken habe, dass die Flugflossen
 zu sehr eingerissen aussehen, wahrscheinlich nach
 einem verdorbenen Exemplare abgezeichnet, denn
 die Flossen sind sehr zart und reissen leicht ein,
 besonders wenn sie trocken sind. Die Flugflos-
 sen von fig. 2, 3, 4, in Bd. II. sind sehr gut
 getroffen.

Gehen wir nun von den geschuppten zu den
 gefiederten Seebewohnern über, die sich uns in ver-
 schiedener Form und Menge zeigten, von denen
 ich aber leider nur der wenigsten habhaft wer-
 den konnte. Ich will bei dem grössten beginnen,
 bei dem

Albatros.

Diomedea exulans.

Er ist nur in dem südatlantischen Oceane zu Hause und einer der grössten Seevögel; wir fingen deren viele, westlich und östlich von der Südspitze Afrikas und manche unter ihnen, die mit ausgebreiteten Flügeln 13 — 14 Fuss massen.

Ist die See einige Tage unruhig, der Himmel trübe, bewölkt, regnerisch, so fliegen sie gewöhnlich zu 20 — 30 um das Schiff, und oft so nahe vorbei oder darüber hin, dass man darnach zu werfen versucht wird. Da wir an Gewehren, Pulver und Blei keinen Mangel hatten, so schossen wir zum Vergnügen darauf im Fluge, und freuten uns leider, wenn einer verwundet oder tödtlich niederfiel, wobei auf sein Geschrei seine Kameraden sich zu ihm setzten, und ihn wahrscheinlich am Ende aus Mitleid (?) auffrassen, was ich daraus schliesse, weil einmal, als ein todttes Huhn über Bord geworfen wurde, sie sich sogleich zu ihm niederliesen, und um den Frass sich zankten. Da wir wegen hoher See und schneller Fahrt keine Schaluppen aussetzen, und den gefallenen Vogel holen konnten, so war er für uns verloren, und Beute anderer Raubthiere. Zum Glück für die armen Albatrosse war ich ein schlechter Schütze, und ich streite mich heute noch darum,

ob ich, oder der Lieutenant Einen verwundeten, da wir zufällig beide zugleich schossen; — der Lieutenant meinte, sich das Recht zueignen zu dürfen, da er mehrere schon niederschoss, während dem ich sie nur vom Schiffe weg schoss. — Nun, ich lasse ihm die Ehre der Mordthat — denn ein Schütze, der eine Brille tragen muss — ist ein Krähwinkler; — bis er die Brille mit der Mücke des Gewehrs in gleiche Richtung bringt, ist der Vogel fort und der Schuss aus dem Rohre. — Dies war mehr nur eine unterhaltende, als für mich nützliche Jagd.

Wo die Fahrt es erlaubte, fingen wir sie mit der Angel, an der ein gutes Stück Speck sass. Die kapischen Tauben dienten als Lockvögel, denn kaum haben sich diese um den Speck herumgesetzt, so fallen die Riesen darauf nieder mit dumpfem klappernden Geschrei, und haschen manchmal den Speck ohne die Angel. Wenn man genau Obacht giebt, so kann man ihnen leicht, während des Anbeissens, den Hacken in die obere Schnabelkrümmung einreißen, und sie so ohne Blutverlust und ganz rein an Bord ziehen; wobei man sich aber vor ihren scharfen Schnäbeln hüten muss. Diese Thiere sind erzdumm. Da sie viel Luft zum Aufflug nöthig haben, so können sie, vom Verdecke aus, das mit einer Brustwehr umgeben ist, nicht auffliegen; setzt man sie aber auf diese, dann sind sie augenblicklich wieder

flott. So fingen wir einmal an einem Tage neun und liessen sie einige Zeit auf dem Verdecke herumspazieren, machten dreien von ihnen einen Draht-ring um den Fuss, und liessen sie fliegen, ob sie uns vielleicht noch einmal begegnen würden. Kommen sie einst wieder in Menschenhände, so erkennen diese daran, dass sie schon einmal unter solchen waren. Hätten wir einen Graveur gehabt, wir hätten ihnen eine kurze Biographie mitgegeben, und man könnte so durch Zufall auf das Alter dieser Thiere u. dgl. kommen.

So auf dem Verdecke herumspazierend, konnte sie mir Freund H. treu nach der Natur abzeichnen. Aufrecht stehend sind sie 3 Fuss hoch am Körper, der Hals kann sich auch noch über einen halben Fuss erheben. Ihr Schnabel ist sehr stark und lang, der obere Theil hackenförmig über den untern gekrümmt, und bei einigen hochroth, bei andern dunkelroth, gelb oder violett von Farbe, die sich aber im Tode verliert; vom Kopfe bis an die Brust und unter dem Bauche, sind sie theilweise schneeweiss, theilweise mit graulichen Pünktchen durchschossen, die am Rücken immer stärker werdend ins Braune übergehen; die Schwungfedern sind braun, und haben einen Kiel, so stark wie die Schwäne; die Schwanzfedern sind von heller Farbe, aber sehr kurz; die Flügel legen sich sehr abgekürzt zusammen; diess und die kurzen Schwanzfedern gibt ihm von hinten das

Ansehen, als wäre der Vogel mit einem Male abgeschnitten; die Füße sind stark, nicht ganz bis an die Knöchel befiedert, mit starker runzlicher Haut bedeckt, die drei Zehen mit starker Krallen versehen, und durch dicke Schwimmhaut verbunden; ihr Gang ist sehr schwerfällig; dagegen sind sie treffliche Schwimmer; ihr Flug ist leicht, nur mit seltenem Flügelschlag, mehr in der Luft sich wiegend.

Ihr Gefieder an Hals, Brust und Bauch ist sehr dick mit Flaum, so dass, wenn man die grössern Federn aus dem Balge herausrupft, man ein schneeweisses, dickes, weiches Flaumpelzchen erhält. Sechs fielen durch mein anatomisches Messer; aber leider, hatte ich mich wochenlang vergeblich bemüht, das Fett und den thranigen Gestank aus den Bälgen zu bringen, wozu noch der Umstand kam, dass die Thiere gerade im Federwechsel waren, es war dies im Monate Mai. Die jungen Kiele sassen noch tief im Fette und Zellgewebe, und wo ich dieses lospräparirte, fielen sie aus, so, dass ich stellenweise nackte Bälge erhielt. Ihr Magen ist nicht sehr gross, aber ausserordentlich elastisch ihr Kropf. So fand ich bei einem ungeheuern Vorrath kleiner Fische, Seequallen, Saamen von Seegras, Abfall vom Sekret, und eine Menge Speck; es war dies einer der schlaun, die den Speck ohne den Hacken zu bekommen wussten; doch, man trägt den Krug

so lange zum Brunnen, bis er bricht, und so blieb auch Madam Diomedea hängen. Glücklicher war ich im skeletiren, bis ich beinahe fertig, die Knochen zum Bleichen im Mastkorbe aufgehangen hatte. Durch die stete Bewegung rieb sich in der Nacht der Bindfaden ab, — ein Theil der Knochen fiel über Bord, und was herin blieb, das hatte mein Freund Loppis, so hiess des Kapitäns Hund, so zernagt, dass mir nur ein einziger Flügel des Morgens noch unversehrt übrig blieb. — *Sic transit gloria.* — Ich schickte die ranzigen, stinkenden Bälge, über die sich schon manche Nasen aufgehalten hatten, den Knochen nach, und fing keinen wieder.

Es sind diese Vögel an Grösse und Farbe sehr mannigfach, so sah ich ganz schwarze, und von diesen verschiedene Schattirungen bis beinahe zum ganz weissen. Bert. liefert einige Abbildungen. Bd. XII. Vögel. Nr. 6 fig. Ist wahrscheinlich nach einem ausgebalgten Exemplare gezeichnet, er steht viel zu aufrecht, hat vielmehr die Stellung einer Ente; an Kopf und Hals fehlt die gerade Haltung und Rundung; der Schwanz ist viel zu lang und der Vogel von hinten viel zu spitz; das schwanenartige Zusammenlegen der Flügel ist nicht sichtbar. Bd. I. Vögel VI. Nr. 38. fig. 2 ist auch nicht ganz getroffen.

Kapische Tauben.

Procellaria capensis.

Sie sind nur um und in der Nähe der Südspitze Afrikas zu Hause; aber immer den Hunderten nach beisammen begleiten sie das Schiff vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und da sie sehr niedlich aussehen, und nicht, wie ihr Name «*Procellaria*» sagt, Sturmverkünder sind, so gewähren sie eine unterhaltende Jagd. Ihre Gefrässigkeit ist ausserordentlich, und schnatternd (beinahe ähnlich dem Tone, den die bekannten Kreuzertrompeten unter den Nürnberger Spielwaaren geben) setzen sie sich um den Speck herum, und raufen sich um die Ehre, wer zuerst an die Angel beißen darf. Ihr Appetit lockt dann auch die Albatrosse herbei, daher wir, um diese zu fangen, die niedlichen Täubchen fütterten. Diese Vögel, etwas grösser wie unsere Tauben, sind sehr leicht zu angeln, und da der obere Theil des Schnabels hakenförmig über dem untern hervorragt, so bleibt gewöhnlich hier die Angel hängen, ohne das Thier nur blutig zu ritzen; daher ich oft zum Vergnügen angelte, sie eine Zeit lang in eine Tonne Seewasser setzte, fütterte, und wieder fliegen liess. Eine allein frisst nicht, sobald man aber mehrere in die Tonne setzt, dann fressen sie aus Neid, und

stören sich gar nicht daran, dass man ihnen zusieht, oder sie angreift. Beim Einnehmen an Bord muss man vorsichtig ihnen den Schlund zuhalten, will man nicht den ganzen Inhalt ihres Kropfes und Magens, die mit Thran und Sekretabfall gewöhnlich gefüllt sind, auf den Schooss haben. —

Ihr äusserst dickes Gefieder hat nur zwei Farben: weiss und schwarz. Der Kopf ist glänzend schwarz, so auch der obere Theil des Halses, der untere hingegen anfangs von schwarz durchschossen, wird immer weisser und Brust und Bauch bis zum After sind blendend weiss; die Rücken- und Flügel-Deckfedern sind weiss mit schwarzen Spitzen, und geben so ein punktirtes Ansehen, die Schwung- und Steuer-Federn sind schwarz; die Füsse nicht bis zum Knöchel gefiedert, und die drei Zehen durch eine Schwimnhaut verbunden, ihr Gang ist schwerfällig, sie nehmen immer die Flügel zu Hülfe; auf dem Verdecke können sie nicht auffliegen, wirft man sie aber ein Bischen in die Höhe, so bedanken sie sich freundlich für ihre Freiheit. Auch von ihnen bezeichnete ich, gleich den Albatrossen mehrere, und wir fingen manche zweimal. Ihre Mägen enthielten Saamenkörner von Seegras, Fischlaich und insbesondere Abfall vom Schiffe. Ihr Fleisch ist, wie das der Albatrosse, wegen des thranigen Gestankes ungeniessbar. Mit dem Ausbalgen und Skeletiren war ich glücklicher als bei vorigen;

man muss aber dabei sehr behutsam seyn, denn die weissen Federn nehmen leicht Schmutz und Blut an.

Ausser diesen sah ich noch eine Menge anderer Vögel, und in besonders grosser Anzahl in der Nähe der Himmelfahrtsinseln. Oft sahen wir einzelne Vögel uns umschwärmen, wo wir auf hundert und mehrern Stunden weder Klippen noch Inseln wussten; da man doch jetzt annehmen darf, dass auf der Fahrt nach Ostindien keine Klippe mehr unbekannt ist, so bleibt es unbegreiflich, wie diese Vögel aus so weiter Entfernung der See wieder einen Boden zum Nesten finden. — Ein Instinkt, der der göttlichen Mathematik gleich kommt! Denn nur diese einzige Wissenschaft ist es, die mit dem Finger am Himmel dem Nautiker den Weg auf dem Meere zeigt. —

Da, wo uns die grossen Jagd- und Fischparthieen verlassen, zeigt sich uns wieder ein anderes kleines Jagdvergnügen, durch Auffangen von Seegras, das von mannigfachen Krebschen und Thieren wimmelt, und selbst auch das Gras mit seiner mannigfachsten Form an Blüthen, Blatt, Frucht und Stiel bietet dem beobachtenden Auge die angenehmste Naturunterhaltung dar. Dieses Seegras treibt besonders stark an Amerikas Westküste (von Greenwich). Stundenlang sass ich in der Rust, (ein an dem Bauche des Schiffes längs hinlaufendes breites Brett, das den Wanten,

Strickleitern und Pordonen — wie der Sattel der Violine dient) und suchte mit einer Art Rechen und Netz das vorbeitreibende Gras aufzufangen; es wurde dann untersucht und eine Menge kleiner Krebse, oft nur von der Grösse und Form einer Spinne, fanden sich darin vor. Die Stengel und Zweige des Seegrases selbst, sahen von den kleinen, oft kaum dem blossen Auge sichtbaren Müsschelchen wie verkalkt aus, und fühlten sich ganz rauh an. Oft trieb das Gras in so grosser Menge, dass es von Ferne einem Stück Land gleich sah. Auch sass nicht selten ein Vogel — vielleicht Seeschwan? — schlafend darin, deren ich vergebens habhaft zu werden suchte. Schon in der Nordsee, in Scheveningen bei Haag, sah ich am Strande eine Menge Seegras ausgeworfen; getrocknet sieht es schwarz, frisch hingegen hellgrün aus. Es ist bald fadenförmig von mehreren Ellen langen Bündeln, bald breitblättrig, die Blätter bald gezackt, gekerbt, gezahnt, bald glatt am Rande; bald hat es mehr Aehnlichkeit mit den Flechten und Moosen. Getrocknet, wird es zum Polstern der Stühle und Sitze verbraucht und Bertuch liefert ein Paar gut getroffene Tang-Arten, wie ich sie unter andern in Natura sah, im Bd. VII. Pflanz. CXXIV. Nr. 40.

Von den vielen kleinen, in Büscheln von Seetang sich aufhaltenden Krebsarten, liefert, wie ich sie sah, gut gelungene Abbildungen Bert.

Bd. VIII. Insect. LXXVI. Nr. 64. Nr. 67. Nr. 73. 79.

Von den Meernadeln, *Syngnathus*, und den Seepferdchen, *Hippocampus*, liefert genaue Abbildungen Bert. Bd. II. Fische XIII. Nr. 16. — Bd. IX. Fische XLV. Nr. 4. Nr. 8.

Strahlthiere, Molusken, Medusen, Meersterne, Seewürmer u. dgl. geben für den beobachtenden Naturfreund bei ruhiger See nicht minder angenehme Unterhaltung im Auffangen und Beobachten derselben. Da sich aber diese Thiere mehr mit dem Pinsel als der Feder darstellen lassen, so wollen wir Bert. zur Hand nehmen, und einige wohlgelungene Abbildungen ansehen. Bd. VIII. Würmer XX. Nr. 30. fig. 1. sehen wir die grosse Seeblase, *Physalia Megalista*. Die Zeichnung ist herrlich gelungen. Sie nehmen sich ausserordentlich schön aus, wenn sie so bei stiller See daher segeln; der schöne blaugestreifte, in der Mitte weisslich durchschimmernde, am Rande roth punktirte Arm, der sich längs der Blase hinzieht, dient als Segel, und die schönen Farben dieses Segels glänzen herrlich im Sonnenstrahle. Ich hatte nach langem Bemühen endlich eine erreicht und unversehrt an Bord gebracht; sie war ungefähr dreimal grösser, als die auf unserer Tafel vorliegende, und hatte ganz so die schönen blauen und roth punktirten Fäden und Franzen hinunterhängend. Das Thier zeigte bei

der Berührung Leben, krümmte sich, spannte sein Segel und erhob den Mast. Ich erhielt es nur einen Tag lang im Wasser lebend, und bemerkte des Abends an ihm kein Leuchten. Im Tode verlor es viel von seiner Farbe und trocknete ausser dem Wasser sehr schnell auf. Auf die trockene Hand gebracht, verursachte es ein Brennen, wie von Nesseln; doch die Hand erst in Seewasser getaucht, empfindet man es kaum. Dies lehrte mich eigene Erfahrung.

Bd. VIII. Würmer XXI. Nr. 60. Meersterne, *Asterias*, fig. 1, 2, 3, sah ich häufig schon in der Nordsee. Die Abbildungen hier sind sehr richtig.

Bd. IX. Würmer XXXIII. Nr. 2. fig. 6, 7, 8, Seewürmer, *Amphitriten*; sind wohlgelungene Abbildungen.

Bd. X. Würmer XXXI. Nr. 59. fig. 1, 2, *Amphitriten*, *Stephanomia* und *Cestum Veneris*; konnte sie nur im Wasser erblicken, nicht aber erreichen. Dagegen Nr. 69. fig. 5 u. 6 erhielt ich wieder an Bord, die schiff förmige *Veelle*, *Veella scaphidia*, der Holländer nennt sie spanische Schiffchen. Sie schwimmen sehr häufig herum, wie fig. 6 zeigt. Es sind dies zwei recht gut gelungene Abbildungen.

Bd. XI. Würmer XXXV. Nr. 12. fig. 1, die Entenmuschel, *Anativa laevis*, und Nr. 38. fig. 2 u. 6, *Dianea* und *Aequorea*, sind

getreue Abbildungen, wie ich sie in Natura sah.

Bd. I. Conchilien I. Nr. 18. fig. 1, und Bd. IX. Würmer XXV. Nr. 34. fig. 2 der Nautilus. Diese Conchilie sah ich leider nicht auf See, und erhielt auf Batavia nur eine Muschel von ihr. Was die Abbildung der Muschel betrifft, so sind sie beide gut getroffen, und besonders fig. 1 meinem Exemplare ganz ähnlich. Nimmt man die Epidermis weg, so sieht die darunter liegende Schale wie Perlmutter aus. Die Indier schneiden manche Figuren und Zierrathen darein.

Theilen wir nun diese bisher aufgezählten Jagd- und Fischerei-Vergnügen in verschiedene Zeiten und Abwechslungen ein, so ergibt sich eine Unterhaltung von Stunden, Tagen und Wochen; — freilich nur für den Beobachter und Freund der Natur, für den überall lebensfrohen, heitern Menschen. — Darf es den Jäger, darf es den Fischer verdriessen, wenn er stundenlang vergebens gegangen, gestanden, gesessen und gelauert? Kehrt er nicht vielmehr mit der Hoffnung heim, dass es nächstens besser gehen wird? Lohnet den Fischer am Lande sein Fang durch Gaumenkitzel, so fängt der Seefahrer manchen Fisch, den dagegen der Landfischer nur abgebildet sieht, und — mancher Seefisch schmeckt auch recht delicat! —

Für Sie, meine holden Freundinnen! würde das freilich weniger Unterhaltung geben; allein Sie würden doch auch lachen über die munteren Delphine, über die springenden Braunfische, und staunen über die Riesen der See, über die Wallfische. Und dann ist dies noch nicht die einzige Unterhaltung auf dem Verdecke, es gibt deren schon noch mehrere, wobei auch die holden Damen lachen dürfen, ohne zu erröthen. — Doch ich weiss schon, worauf Sie, meine Holden, noch hauptsächlich ängstlich neugierig sind, auf — Sturm! — Nur Geduld! er bleibt nicht aus. — Und dann, wie es halt doch auf Java in Küche, Keller und — an der Toilette aussieht. — Sobald wir landen, sollen Sie sogleich befriedigt werden; für jetzt müssen wir noch auf See verweilen, denn — wir brauchen in der Regel 120 Tage bis nach Batavia! — Doch soll uns die Zeit nicht lange werden, es gibt noch manches für uns zu sehen; so haben wir gleich

Das Seeleuchten.

Sobald der Abend einbricht, erblickt man da, wo die Wellen am meisten sich am Schiffe reiben, ein phosphoreszirendes Leuchten, mehr silbern als feuerroth, es entsteht nur bei der Bewegung des Wassers; ist daher die See ruhig, oder geht das Schiff nur wenig durch, so ist das Leuch-

ten sehr geringe, dagegen um so stärker, je schneller das Schiff fährt. Reibung scheint also die erste Bedingung zu seyn. Ich bemerkte dieses Leuchten von der Nordsee bis zur Rhede Batavia's, und wenn wir da manchmal des Nachts noch von einem Besuche nach Hause, an Bord, fuhren, so leuchtete auch jeder Ruderschlag; eben so ein Tau, eine Zeit lang in Seewasser gelegt, leuchtet, wenn man es schnell durch die Hand zieht. Ich konnte mit der Lupe an einem solchen Taue keine Thierchen, oder sonstige Ursache dieses Phosphoreszirens, entdecken. Es war am 27. Nov. 1828, auf $4^{\circ} 20' N.$ B. $19^{\circ} 6' W.$ L., als gegen Mitternacht uns der Wache habende Steuermann zu einem wunderschönen Schauspiel auf's Verdeck rief. Neugierde beflügelte unsere Schritte, wir standen und staunten hinaus in die beleuchtete See. — Feuerwelle drängte sich an Feuerwelle, was bei Tage Schaum ist, das war jetzt Licht. Der Himmel war pechschwarz, der Regen fiel in Strömen nieder. Das Schiff rauschte kräftig durch die Wellen. Vorne am Bugspriet und hinten am Ruder, wo also die grösste Reibung, war das Leuchten so stark, dass es durch Widerschein die Segel so erhellte, dass man darauf hätte eine Fliege sehen können. Die Finsterniss der Nacht erhob dies Leuchten noch mehr. Wo nur das Auge sich hinwandte, da war alles Licht. So wie die eine Welle sank, erhob sich wieder eine andere,

und ihre Spitze war Licht. — Es war dies eine Scene, die weder Pinsel noch Feder beschreibt! In dem Grade als der Platzregen nachliess, verminderte sich auch das Leuchten, und verschwand am Ende mit diesem. Die See leuchtete nunmehr, wie gewöhnlich ums Schiff herum.

Wissen möchte ich wohl die Ursache dieser seltsamen Erscheinung, die ich leider nur einmal sah, ungeachtet ich viermal die Linie passirte. Sind es vielleicht die Molusken, Myxoden, Cancroiden, Entomostraca? oder wie einige Naturforscher wohl gar scharfsinnig glauben, dass es vielleicht die Athmungs- und Begattungs-Prozesse dieser Seebewohner seyen (!?). Dann haben diese Thierchen sich gerade entweder einen allgemeinen Ball oder Concubinat gegeben. Wohl sah ich diese Erscheinung; unerklärt aber ist mir noch ihre Ursache, wie von so vielen tausend anderen. Wie ich sie sah, habe ich sie Ihnen, meine werthen Freunde, erzählt. Suchen Sie Sich nach Gefallen den Grund davon, ich weiss ihn nicht anzugeben.

Eine andere schöne Abendunterhaltung, die man jeden Abend wieder mit neuer Lust besieht, da sie nie dieselbe bleibt, ist:

Der Sonnenuntergang auf der See.

Kein auch noch so gut gelungenes Panorama, kein Apelles ist im Stande, dieses so majestätische

und mit jeder Sekunde sich verwandelnde Schauspiel darzustellen. Eben so wenig, ja noch weit weniger, vermag auch ich in Worten das zu malen, was mein Auge so oft mit Entzücken sah. Je heiterer der Tag war, desto schöner dieses Schauspiel. Sobald die Sonne den Saum des Meeres berührt, so steigt sie rasch in dasselbe hinunter; kaum ist nun die feurige Kugel verschwunden, so erscheint an ihrer Stelle eine Feueresse, weissglühend, wie wenn man in einen Schmelzofen schaut, aus dem Tausende von Radian ausstrahlen, und die verschiedensten Farbenspiele mit den mannigfachsten Gestalten der Wolken bilden. Da sehen wir einen dunkeln Haufen, Cumulus, dessen Rand mit einem Purpursaume bekleidet; dort sehen wir Streifwolken, Stratus, vom blassen Silber bis zum Hochroth hinauf; da Federwolken, Cirrhus, sich verlierend und verschmelzend in die mannigfachsten Farben; hier sehen wir die Silberheerden hinziehen, und allmählig nähern sie sich dem Purpurroth. Mit jedem Augenblick ändern sich die Gestalten und Farben, so wie sanfte Zephire die Wolken durcheinander blasen. Und die schöpfende Phantasie formt sich aus ihnen die verschiedenartigsten Bilder und Gestalten. Oft schuf ich mir in ihnen Berge, Thäler und Wälder meines geliebten Heimathlandes, und liess diejenigen darin lustwandeln, die mein Auge nur mit Wonne sieht. So in den majestätischen Anblick

✱

versunken, ganz in die Gemüthlichkeit herabgezogen, umgaukelten mich tausend Bilder seeliger Vergangenheit. Schaarenweise kommen sie heraufgezogen aus der Kindheit frühem Dämmermorgen, — in dem Spiegel der Erinnerung sieht der Mann den harmlosen Knaben, den beglückten Jüngling, den ein freundlicher Blick aus blauen Augen seelig macht, sieht ihn hinwalzen in der Reihe lebensfroher Tänzer; sieht ihn den Becher schwingen unter frohen Brüdern, denen Ceres und Liber das Herz geöffnet, das sich fleckenlos und rein dem Freunde zeigt. — So sieht der Blick in die Vergangenheit; aber in die Zukunft sieht er nicht, umkehren muss er an dem Horizonte der Gegenwart. —

Die Abendröthe ist verschwunden, und ihr folgt entweder der silberne Vollmond in seiner ganzen Pracht, der so helle scheint, dass man, ohne dem Auge zu schaden, dabei noch lesen könnte; oder es folgt, wo dieser noch schläft, das schönste, blaue Himmelsgewölbe, besetzt mit Myriaden-Sternen. Unter ihnen glänzt auch noch der heimathliche Polarstern, er lächelt uns so freundlich an, dass man ihm manchen Seufzer, manches Herzweh anvertrauen muss. Aber ach! auch er verschwindet immer mehr und mehr, und an der Linie nimmt er gänzlich Abschied.

So grossartig der Sonnenuntergang (der Aufgang ist selten so schön), so erscheint auch der

Regenbogen auf See weit schöner; seine Farbstreifen sind breiter und heller, sein Bogen weit grösser, und gewöhnlich hat er noch einen Nebenbogen bei sich. Auch schon der Wellenschaum liefert diese Farben, wenn die Sonnenstrahlen sich in ihm brechen. Ich sass oft stundenlang in der Rust im Schatten, hatte meine Angel oder Netz bei mir, und ergötzte mich an dem schönen, gefärbten Wellenschaume, wenn nichts an meine Angel beissen wollte. Dazu ein Gläschen Wein mit etwas Selteserwasser für den trockenen Gaumen, und gar bald verlor sich die Phantasie in die glücklichen Gefilde, ich lustwandelte von den Heimathsstädten A... bis W..., und war seelig vergnügt, und berauscht von hundertfacher Erinnerung, wobei ich nur bei den angenehmen verweilte, und die traurigen schnell ins Meer warf. O diese Tage waren so klar und heiter, wie der Aether über mir. — O die Natur, wie ist sie überall so einfach schön, und jedes Wesen könnte so glücklich, genügsam, zufrieden seyn; allein da sucht der superkluge Mensch sie nachzuäffen, und — verstümmelt sie. —

Sterne bei der Nacht zu sehen, ist etwas Gewöhnliches; sie aber bei heiterm Himmel und im Freien mit blossen Augen zu sehen, ist etwas Seltenes. Es war Mittwoch am 27. Januar 1830, als wir Nachmittags 3 Uhr bei sehr heiterem, klarem Himmel den erst 3 Tage alten Mond und in sei-

ner Nähe den Stern Venus sehen konnten, der Glanz war zwar matt, aber doch sehr deutlich. Wir befanden uns auf $38^{\circ} 43'$ S. B. und $68^{\circ} 6'$ O. L. Der Barometer stand auf 30, 28, der Thermom. $71\frac{1}{2}$ Fahr. Es ist hier die Luft öfters so rein und klar, und auch schon voriges Jahr sahen einige meiner Reisegenossen auf dieser Höhe bei Tage Sterne, was ich ihnen jedoch nicht glaubte, weil ich es nicht gesehen, manche meiner verehrten Leser werden vielleicht auch mir jetzt nicht glauben. Diese möchte ich denn zur Strafe mit mir nehmen, als Gefährten meiner dritten Reise, Sie sollten Sich überzeugen von der einfachen Wahrheit, und auch Sterne untergehen sehen, so wie den Mond, was nichts Ungewöhnliches ist.

Sind wir nun schon so lange auf See, so müssen wir doch auch Einiges bemerken über

D a s M e e r w a s s e r .

Es ist, wie allgemein bekannt, ungeniessbar, schmeckt eckelhaft, salzig bitter, und widersteht selbst beim brennendsten Durste den Menschen und Thieren; wohl kann es durch Destillation von seinen Salztheilen geschieden und trinkbar gemacht werden; allein dazu würde ein zu grosser Brennapparat erfordert, als dass man davon auf Schiffen Gebrauch machen könnte, und man nimmt daher im Nothfalle seine Zuflucht zum Regen-

wasser, womit der Himmel nicht sparsam ist, besonders zwischen den Tropen.

Die Farbe des Meerwassers ist verschieden, je nach seiner Tiefe. Am Strande hat es die Farbe des sandigen Grundes, und erscheint meist gelb; weiter hinein hellgrün, meist vom Meergrase auf dem Grunde die Farbe entlehnend; in der grundlosen Tiefe ist es dunkelgrün, hell- oder dunkelblau, je nachdem der Widerschein des Firmamentes dessen Farbe modificirt.

Seine Temperatur richtet sich theils nach den Zonen, theils nach der Tiefe; je grundloser, desto gleichförmiger und bestimmter ist dieselbe.

Sein spezifisches Gewicht ist verschieden nach dem Salzgehalte, wovon der freie Ocean mehr, als die eingeschlossenen Meere, besitzt.

Das Meer befindet sich in steter Bewegung, dies spricht sich am Ufer aus durch Ebbe und Fluth, im freien Oceane aber durch die Trift oder den Strom. Man erfährt diesen bei stiller See, indem man eine Schaluppe aussetzt, solche durch ein schweres Gewicht feststellt, und einen leichten Gegenstand ins Wasser wirft. Bleibt derselbe bei der Schaluppe stehen, so ist kein Strom da, schwimmt er fort, so sieht man aus dem Compasse, nach welcher Richtung, und bemerkt solches auf der Seekarte, und so hat man nach und nach alle gewöhnlichen Fahrwasser untersucht, und auf Seekarten diese Strömungen bezeichnet, die aller-

dings auf die Fahrt des Schiffes Einfluss äussern. Nach dieser Erklärung werden Sie mich in der Folge verstehen, wenn ich sage, wir hatten den Strom mit oder gegen uns. Ganz spiegelglatt erscheint daher die See nie, selbst wenn sie todstill ist, zeigt sie doch immer noch einige Bewegung; gleichwie das Wasser, in einem Gefässe erschüttert, sein Niveau wieder sucht, so bewegt sich auch auf ähnliche Weise eine grosse Wasserfläche. Dass man bei solcher Stille bis auf den Grund sehen, und die Meerbewohner begaffen, und sie in ihrem thierischen Haushalte belauschen kann, kann nur Unsinn in die Welt hinausschreiben und Thorheit glauben. Lässt man einen Gegenstand ins Meer sinken, so sieht man ihn höchstens 8 Fuss tief, und er ist dann unsern Blicken verschwunden, wir sehen nur mehr die Wolken im Wasser sich spiegeln.

Dass der Salzgehalt und die durch die Attractions-Kraft des Mondes, wie die Naturforscher annehmen, erzeugte Bewegung dem Meere unumgänglich nothwendig sey, sollte diese ungeheure Wassermasse nicht in Fäulniss gerathen, spricht von selbst. Dazu kommen dann noch heftige Winde und wüthende Orkane, die das Meer fast vom Grunde aufwühlen, und so die Luft auf lange Zeit wieder reinigen, wobei auch die Blitze das Ihrige thun. So ist der Haushalt der Natur mit unerforschlicher Weisheit eingerichtet, und

der schwache Sterbliche wird sich ewig vergeblich abmühen, diese tiefe Weisheit zu ergründen, eben so wenig, als er auch überall die Tiefe des Meeres ergründen kann.

Zu den nicht immer erfreulichen und willkommenen Erscheinungen gehören

Die Wasserhosen.

Entstehen sie plötzlich und mehrere zugleich in der Nähe des Schiffes, so kann man ihnen oft kaum entkommen, und so eine Wassersäule ist allerdings im Stande, die Segel sammt den Masten über Bord zu nehmen, oder wo diese nicht brechen, das Schiff umzuwerfen, und in See zu begraben. Am gewöhnlichsten sieht man diese Erscheinung zwischen den Tropen. Ich sah deren fünf, und einmal an einem Tage drei, dies war Sonntag den 29. November 1829 unter $21^{\circ} 21'$ N. B. und $19^{\circ} 7'$ W. L. Der Thermometer stand auf 72 Grad Fhr. Der Barometer auf 30,07. Der Himmel war bewölkt, trübe, aschgraue und bleifarbigte Wolken schienen auf der See zu ruhen; Strichregen wechselten mit Sonnenschein; die Luft war schwül; der Wind umlaufend; die See ging etwas hoch, endlich senkte sich aus den bleifarbigem, schwarzen Wolken ein Sack herunter auf die See, die sich wie eine Säule ihm entgegenwand, und eine Wassersäule, wie eine Schlange

gewunden, verband die Wolken mit dem Ocean. Fast zu gleicher Zeit bildeten sich in geringer Entfernung noch zwei andere. Je nachdem der Wind blies, nahmen sie ihre Krümmung und Richtung. Der Wind weht stärker, und die Säule wird immer dünner und dünner, die Wolken treiben höher und abreißen muss die Wassermasse. — Die See braust hoch auf, als wollte sie noch die Wolke erreichen, und diese fällt im Platzregen nieder unter lufterschütterndem Getöse.

Wer einmal auf dem Lande eine sogenannte Windsbraut entstehen sah, der hat ein ähnliches Bild von der Entstehung der Wasserhosen. Wie hier der Wirbelwind den Strassenstaub in Masse zusammenweht, und als Staubwolke erhebt, so thut es dort die Wolke mit dem Wasser und bildet eine ungeheure Wassersäule, die Meer und Wolken berührt, und nach dem Winde ihre Richtung nimmt.

Kann nun das Schiff die Richtung der Wasserhose nicht mehr vermeiden, so werden im Nu alle Segel gestrichen, um der Masse nur keinen Widerstand zu leisten, mehrere Kanonen scharf geladen, um durch die Schüsse die Luft und damit auch die Wasserhose zu erschüttern und zu zerreißen. Wir hatten uns auf beides bereit gehalten, aber zum Glücke keines nöthig, wir konnten die Hose in guter Entfernung an uns vorbei

spazieren lassen. Des andern Tages war das Wetter schön und heiter, die See ruhig und still. Zum Spass schossen wir eine Kanonenkugel über die Wasserfläche hin, und sahen sie fünfmal darüber hinhüpfen. Die übrige Ladung wurde wieder herausgenommen, da man auf See nicht viel Pulver vergeuden darf, will man es zum Nothfalle haben. Bertach Bd. III. Verm. Gegst. Nr. 55. fig. 1 u. 2 liefert eine recht sinnliche Darstellung von der Wasserhose.

Nun komme ich zu einem Kapitel, wonach ich von Ihnen wohl hundertfältig gefragt worden, nicht aber im Stande bin, ein vollständiges Bild davon zu geben, da sich die Empfindungen und Gefühle dabei nicht bildlich darstellen lassen. Es ist dies

D e r S t u r m.

“ Illi robur, et aes triplex

“ Circa pectus erat, qui fragilem truci

“ Commisit pelago ratem

“ Primus, — — ”

Horat. I, 3.

“ Exitio est avidum mare nautis. ”

Horat. I, 28.

“ Saevius ventis agitur ingens

“ Pinus — — ”

Horat. II, 10.

“ Die auf Schiffen zur See fahren, und Handel treiben auf grossen Gewässern, die sehen die Macht und Wunderwerke des Herrn auch in der Tiefe. ” —

Psalm 107, 23.

Wessen Gefühle nicht gänzlich erstorben, der bewundert die Allmacht in der Schrecken verkündenden stürmenden See. Es war am 1. Januar 1829, als ungewöhnlich heftige Bewegungen des Schiffes in der Nacht mich weckten. Ich stand auf, um mich von dem zu überzeugen, was ich ahnete. Vom Platzregen durchnässt, bevor ich recht aufs Verdeck kam, stand ich, mich festhaltend, und staunte, als der Kapitän zu mir trat, mit den Worten: „Was Sie so sehnlich zu sehen gewünscht, das haben Sie jetzt — Sturm!“ — Mit schrecklicher Freude vernahm ich dieses, denn es durchschauerte mich zugleich der Gedanke, dass ich vielleicht diese Befriedigung der Neugierde mit meinem Leben bezahlen müsste. Der Ton der Kommando-Worte des Kapitäns war mir ein Maassstab der steigenden und fallenden Gefahr. Winde und Wellen tobten gleich heftig, der Platzregen rasselte dazwischen, Blitze sprühten durch die pechfinstre Nacht Feuerflammen. Was Matrosen-Hände hatte, musste an die Arbeit. Das Sausen des Windes, das Toben der Wellen liess kaum die eigene Stimme vernehmen, und durch die hohle Hand donnerte der Kapitän sein Kommando-Wort zu, um so schnell wie möglich, alle Segel einzuziehen. — Das Gerassel der fallenden Segelstangen, der taktische Ruf der arbeitenden Matrosen, das Geklapper der vielen Blöcke und Rollen, das Aneinanderschlagen der

losen Taue und Segel, das Gezisch und Geheul der Winde durch dieselben, das Geräusch und Donnergepolter der Wellen, die sich wüthend an den Seiten des Schiffes brachen; — dieses Alles scheint, als wolle die Stimme der Verzweiflung zum jüngsten Gerichtstage posaunen! — In einem Nu sind alle Segel geborgen, und der Wind heult nun durch die festen Taue. Das Schiff, jetzt mehr dem Spiele der Wellen, als der Lenkung des Ruders überlassen, hüpf't bald auf denselben herum, wie ein leichter Federball, bald wird es von ihnen hin und her, bald auf und nieder geworfen. — Bei dieser heftigen Bewegung fällt in den Kajüten alles hin und wieder, was nicht fest genug angebunden. So weckte mich auch bei dieser Gelegenheit zuerst das Rasseln der losgerissenen Stühle, das Geklirre des zertrümmerten Porcellanes und der Gläser, und das Geknarre der Bretterwandungen der Hütten und Kajüten. Selbst auch unser kleiner Hund, ängstlich dadurch gemacht, fing an zu heulen. Windstösse hatten die Nachtlampen ausgelöscht, und so taumelte ich im Finstern, mich an Allem, was ich ergreifen konnte, festhaltend, auf's Verdeck. Mit wahrer Freude über das nie gesehene Schauspiel der Natur setzte ich mich fest, liess mich vom Regen und von den Wellen durchnässen, und schaute hinaus in die tobenden Fluthen, die dann, durch Blitzstrahlen beleuchtet, um so gross-

artiger und majestätischer erschienen. Den Bergen ähnlich, treibt Welle auf Welle an das Schiff heran, hebt es in die Höhe, und bricht sich zum Theil mit Donneregepolter an dessen Wandungen. So wie das Schiff schief aufklimmend die Wellen erstiegen, so fällt es auf der andern Seite wiederum schief ab, und so wird es stets hin und wieder gewiegt. Eben so ist es bald mit seinem Vordertheile in der Höhe, wenn es die Welle aufsteigt, und dann wiederum mit dem Hintertheile, wenn das Schiff den Wellenberg hinabläuft; und so schwebt man bald auf Bergen, bald in tiefen Thälern. Rauschend kommen diese Wasserberge angezogen, gleichsam als wollten sie über den kühnen Schiffer, der es wagt, in solchem zerbrechlichen Fahrzeuge die Wuth der Elemente zu versuchen, mit seinem nautischen Meisterwerke bedecken und verderben. Hat das Schiff, von der Basis der Welle gehoben, die Spitze derselben erstiegen, so theilt sich diese, und wie in ein tiefes Thal rennt nun das Schiff hinab. Nicht selten brechen sich auch noch diese Wellen an den Wandungen des Schiffes, schlagen mit Ge- polter an dasselbe, und strömen über das Verdeck hin. Was nicht festgebunden wäre, würde leicht über Bord gespült. Die vom Kiele zerschnittenen Wellen vereinen sich hinter dem Schiffe wieder zum Berge, die nicht selten noch gegen das Hintertheil des Schiffes (der Spiegel

genannt) mit Donnerschlägen anprallen. Diese Wellenstöße kann nur ein gutes, starkes Schiff ertragen. So sah und hörte ich über 2 Stunden dieser Naturscene zu. — Wie steht bei diesem Riesenkampfe der Elemente der Mensch da mit allen seinen Riesenplanen und Götterprojecten! Als unmündiger Säugling liegt er am Mutterbusen der Natur. — Wer begreift der Allmacht Vaterhuld und Güte, die sich auch liebevoll ausspricht in dem Stürmen und Toben der See, wie in den sanften Abendlüftchen eines Sommertages? — Ich konnte nicht denken, sondern nur empfinden, und meine Empfindung wurde Anbetung und Verehrung dieses unerforschbaren Wesens, dessen Ruf ich freudig folge, es mag mich rufen mit der Donnerstimme des Sturmes oder mit sanftem Säuseln eines erquickenden Zephirs. Wer mit seinem Gotte enig ist, wer alle seine Fügungen mit kindlicher Ergebung annimmt, der zittert nicht beim Zorne dieses Riesenelementes. Wer aber zu dieser innern Seelenruhe sich nicht emporschwingen kann, der gehe nie auf See; oder er sey gefühllos hiefür, wie der Matrose aus Gewohnheit, und der Alltagsmensch aus Gemüth- und Geisteserlahmung. Wer sich an den Geweben festhalten will, die religiöse Schwärmer, begeistert von Unsinn und Dummheit, gesponnen, der gleicht mir dem Ertrinkenden, der an einem Spinnenfaden sich an Bord ziehen will. Das

Wesen, das diese Elemente geschaffen, das sie zürnen hiess, kann ihnen auch wieder Ruhe gebieten; doch nicht der Mensch mit all seinem heiligen Wahne. Kindliches Vertrauen, fester Glaube an eine Vaterhuld, die nicht erst durch Fürbitte anderer bestochen werden muss, lässt auch in solchen stürmischen Nächten ruhig schlafen, und so legte ich mich wieder nieder, bereit zum Erwachen über — oder unter den Wellen. Gegen Morgen des 2. Januars hatte der Sturm sich wol etwas gelegt, als er am Nachmittage, jedoch nicht mehr mit der gestrigen Gewalt, nochmal begann; vor Mitternacht aber sich legte, so dass wir am 3. Januar den heitersten Tag hatten. Die Soldaten, die nichts auf dem Verdecke zu thun hatten, mussten unten bleiben, theils um nicht zu hindern, theils auch manchem Angst und Schrecken zu ersparen. Ein gutes, starkes, neues Schiff, die Lage auf hoher See, fern von Ufern und Klippen, erfahrene, tüchtige Seemänner waren die uns bei diesem Falle begünstigenden Dinge. Auf dieser nämlichen Ausreise hatten wir vom 3. bis 6. Februar einen gleichfalls heftigen orkanischen Sturm, der uns aus dem Passatwinde verschlug und dadurch um 14 Tage unsere Reise verlängerte. Selten bleiben Ostindienfahrten ohne solche stürmische Auftritte; selten aber auch geht bei gegenwärtigem hohem Standpunkte der Nautik ein Schiff zu Grunde, und ich will unter gleichen

Verhältnissen, zur Abwechslung der täglichen Einförmigkeit, mit Vergnügen so eine Schiffs-Neujahrs-Gallopade mitmachen. Wem dieser Wunsch frevelhaft scheint, der hat sich wahrscheinlich durch die vielen phantastisch übertriebenen Erzählungen in Reisebeschreibungen zu sehr begeistern lassen durch die himmelanspritzenden Wellen, durch die fürchterlichen Abgründe und Schlünde, in welche das Schiff von der Thurmhöhe hinabgeschleudert wird. Durch das schreckliche Krachen der Masten und dergleichen Hyperbeln mehr. Ich habe den Sturm dargestellt, wie ich ihn diessmal und später noch öfters sah. Es ist ein herrliches Schauspiel der Natur, — und der Naturmensch fürchtet sich nicht vor ihm, — so wenig, wie das schuldlose Kind, wenn der Vater spricht. — Einfach, aber wahr seyen meine Erzählungen. Nicht will ich die Uebertreibungen vermehren, die sich so manche Erzähler erlauben, um nur Bewunderung zu erregen. Ich schreibe zunächst für meine Gönner, Freunde und Bekannten, und diese stehen zu hoch in meiner Achtung, als dass ich die Sache anders erzählen sollte, als ich sie in der Wirklichkeit sah.

Zu den erfreulichsten Unterhaltungen gehört wohl auch das

Begegnen eines Schiffes.

Nach Beobachtungen kann angenommen werden, dass man vom Verdecke 6 geographische Meilen weit auf die Oberfläche des Meeres hinsehen kann; nehmen wir das Schiff als Mittelpunkt, und diese 6 Meilen als Radius, so erhalten wir eine Zirkellinie von ungefähr 36 geographischen Meilen, als den Umfang dieses Horizontes. Suchen wir nun den Flächeninhalt dieses Zirkels nach geometrischen Lehrsätzen, so ergibt sich ein Flächenraum von $113\frac{1}{7}$ geographischen Quadratmeilen, welche ausgebreitete Wasserfläche man tagtäglich vor Augen hat, vom Himmel, wie von einem Gewölbe umspannt. Sobald nun ein Gegenstand diese Peripherie, oder diesen Horizont, berührt, so ist er vom Schiffe aus, als dem Centrum, sichtbar. Wäre nun diese Ebene eine Fläche, so müsste der ganze Gegenstand gleich in seiner vollen Grösse erscheinen; allein zuerst sieht man bloss die Spitzen der Masten, die wie ein Kegel oder Pfahl erscheinen, und immer höher und höher steigen, je mehr sie sich nahen, bis man endlich das ganze Schiff erblickt, ein Beweis für die Convexität dieser Wasserfläche, von der aus man mathematisch folgern kann auf die Kugelgestalt der ganzen Erde; ein Beweis, den ich zwar schon als Knabe in der Schule hersagen

musste, aber erst als Mann in der That begründet fand.

Schiffe, die sich nun nicht unter diesem Horizonte begegnen, werden daher von einander nicht gesehen, und es können wohl manche parallel mit einander nach ein und demselben Ziele laufen, aber ausser dem Gesichtskreise, eben so können sie sich auch in ihrem Laufe kreuzen. Es gehört zwar nicht zu den ungewöhnlichen, aber doch seltenen Ereignissen, wenn man ausser einer Strasse oder einem Kanale mehreren Schiffen zugleich auf offener See begegnet.

Dies seltene Ereigniss ergab sich uns vom 18. bis 21. Januar 1830, $40^{\circ} 12'$ S. B. und 45° O. L.

Es war am 18. morgens, als wir eine Fregatte sahen, die auf unser Signal die amerikanische Flagge zeigte *), sie war vor uns, wir hatten sie aber bald eingeholt, und da sie das Signal gab, mit uns zu sprechen, so näherten wir ihr. Das Schiff hiess General Hamilton, kam von Providence, war bestimmt nach Kanton und geführt durch Kapitän Gears, der zu uns an Bord kam, um Segeltuch zu kaufen, woran es ihm gebrach. (Jedes Schiff auf See hilft seinen bedrängten Brüdern mit Allem, woran es Vorrath hat, gegen Bezahlung der herrschenden Landpreise aus). Unter Andern sagte uns dieser Kapitän, dass auch noch

*) Wie dies geschieht, gleich nachher.

ein anderes Schiff in unserer Nähe sey, die Fregatte Lord Amherst, die am 22. October London verliess, sonach mit uns fast gleiche Reise hatte, und nach Calcutta bestimmt sey, dass sie 27 Passagiere, und darunter 8 Damen am Bord habe, denen Zucker und Kaffee zu früh ausgegangen sey, und womit wir ihnen grossen Dienst erweisen könnten. Amherst gab sich alle Mühe, zu uns zu kommen, konnte uns jedoch nicht erhaschen. Da wir sein Gebrechen nun kannten, das eben so bedeutend nicht war, und ihm auch nicht helfen konnten, so hielten wir unsern Kurs bei, ohne auf ihn weiter zu achten. Kapitän Gears, zufrieden mit dem Segeltuche, von dessen Mangel auch wirklich seine gelappten Segel zeugten, fuhr mit seiner Schaluppe wieder an Bord. Noch hatte er uns auch mitgetheilt, dass die Fregatte Raymont aus Antwerpen von dem obigen Amherst vor ein Paar Tagen gesprochen worden sey, sonach wussten wir unsern Landsmann, der gleichfalls Truppen an Bord und mit uns die Bestimmung nach Batavia hatte, gut und wohl behalten in unserer Nähe. Des andern Tages waren uns beide Schiffe fast aus dem Gesichte, nur am 21. Morgens waren sie uns wieder nahe, und zugleich auch stieg ein drittes Schiff am Horizonte herauf. Unsere Vermuthung fiel plötzlich auf Raymont, worin wir gegen Mittag noch verstärkt wurden, da er uns die holländische Flagge signalisirte. Wir

strichen nun einige Segel und brassten gegen *), damit der Holländer uns einholen konnte. Dadurch kamen uns auch die 2 andern Schiffe wieder näher. Erst Nachmittag 4 Uhr gelangten wir in Sprachnähe, es war wirklich Raymont mit 250 Soldaten am Bord. Man begrüßte sich mit wechselseitiger Freude. Das Schiff war uns mit Blechmusik, die die Soldaten ziemlich vollständig besaßen, genähert. Es war 17 Tage nach uns abgereist, und bis hieher ohne allen Unfall gekommen. Nachdem das Officier-Corps sich begrüßt und besprochen hatte, liess man auch den Soldaten die Freude, sich wechselseitig beim Namen zuzurufen, was mit einem stürmischen dreimaligen Hurra endete. Man muss drei Monate lang von aller menschlichen Umgebung, ausser seinem Schiffe, abgeschnitten seyn, um die Freude begreifen zu können, die wir an diesem Tage hatten. Man muss selbst Gefahren überstanden haben, um sich herzlich darüber zu freuen, dass auch unsere Mitbrüder sie überstanden haben. —

*) Gegenbrassen heisst, wenn man ein oder mehrere Segel so stellt, dass sie mit den übrigen rechte Winkel bilden, und während dem der Wind auf die Segel A einwirkend das Schiff vorwärts treibt, fällt derselbe Wind auf die Segel B. im entgegengesetzten Winkel ein, und treibt das Schiff wieder rückwärts. Man kann den Grad dieses Vor- oder Rückwärts nach Belieben verstärken oder vermindern.

Gefühle lassen sich nicht beschreiben, nur empfinden, und für diese Empfindung hat selbst das rohe Matrosenherz noch Raum. Auch sie äusserten nach ihrer Art die Freude, baten den Kapitän um einen Schluck Schnapps zur Feier derselben, und der Festtag war vollkommen. Man setzte sich zusammen und plauderte von Peter, von Hans und Michel, mit denen man nach West und Ost schon gefahren *), und die man endlich auf Batavia wieder zu sehen, und mit ihnen ein Paar fröhliche Abende zu vertrinken hoffte.

Es gehört mit zu den seltenen Ereignissen, dass sich hier, in der indischen See, 4 Schiffe zugleich begegnen, und jedes derselben um des andern guten Zustand weiss. Auch ist es selbst für das Auge eine angenehme Erholung, wieder einmal einen fixen Gegenstand betrachten zu können. Ich sah mit Vergnügen eine zeitlang Raymond neben uns hinschaukeln; und man sieht die Bewegung an einem andern Schiffe weit stärker, als man sie auf dem eigenen fühlt, und da wir alle vier mit vollen Segeln fuhren, so gab dies in der That eine herrliche Augenweide. Wir hielten es nicht lange im Segeln unserm Lands-

*) Es trifft sich oft der Fall, dass Brüder und Bekannte, die sich beide dem Seewesen gewidmet, einander erst nach 8 oder 10 Jahren wieder begegnen, und nur mehr ihrem Namen, nicht aber der Person nach sich erkennen.

manne gleich, er hatte uns mit Sonnenuntergang schon übersegelt, und war des andern Tages ausser unserm Gesichtskreise. Die beiden andern Schiffe hatten wir 2 Tage darauf in unserm Rücken gänzlich verloren.

Wir begegneten auf diesen beiden Reisen mehreren Schiffen in verschiedenen Oceanen; hat man aber von einander nichts nöthig, und segelt man in verschiedener Richtung, so hält man sich gewöhnlich, zumal wenn man nicht Landsmann ist, nicht lange mit Signalen auf, sondern setzt seine Reise weiter fort; kann man sich aber bis zur Sprachnähe begegnen, so wird solches bei günstigen Umständen nicht unterlassen, mit dem Sprachrohre am Munde ruft man sich die allgemeine Schiffsconversation, meist in englischer Sprache, zu, beim Holländer versteht sich holländisch, als: «Woher kommt die Reise?» — «Wohin geht sie?» — «Wie viel Tage in See?» — «Wie viel Länge und Breite?» — «Ist Alles wohl am Bord?» — «Wer zuerst nach Europa kommt, meldet den andern.» — «Fahrt wohl, glückliche Reise!» — Bietet sich aber günstige Gelegenheit dar, ohne besondern Aufenthalt, und ohne in Sprachnähe sich zu begegnen, oder wenn es ohnehin die Noth erfordert, so bedient man sich der

Schiffstelegraphie.

Sobald das Schiff so nahe gekommen, dass man mit dem Fernrohre eine Flagge erkennen kann, so wird dieselbe an der Bassansgaffel aufgezogen *). Jede Nation hat ihre eigene Flagge, so führt Holland roth, weiss und blau in drei horizontalen neben einander laufenden gleich breiten Streifen; Frankreich sonst weiss, jetzt tricolor; England roth, mit einem grossen blauen Quadrate an der obern Ecke, darin ein rothes Kreuz, das noch zweimal durchschnitten ist; die nordamerikanische Flagge besteht aus einer Menge roth und weisser, parallel laufender Streifen, und am obern Ecke aus einem hellblauen Quadrate mit mehreren weissen Sternen in der Runde angebracht. Ausserdem führt aber auch noch jede Seehandelsstadt ihre eigene Flagge, z. B. Rotterdam grün, weiss, grün, im weissen Streife den Buchstaben R. und die Ziffer 31; Antwerpen eben so, aber die Zahl 24, Ostende in roth, weiss, blau die Zahl 18; Dortrecht in roth, weiss, roth die Zahl 8 u. s. w. Sobald ich nun die Nationalflagge aufziehe, so be-

*) d. i. am Hintermast des Schiffes, Bassansmast, an dem noch ein Querbalken hinausläuft und zur Befestigung des Bassansegels dient, und so also die Flagge hoch und weit über den Hintertheil des Schiffes hinausweht.

deute ich damit meinen Nachbar: ich bin der und der, was bist du für ein Landsmann? Hierauf wird auch das andere Schiff mit seiner Flagge antworten. Will man nun weiter miteinander sprechen, so gibt man dies durch schnelles Niederlassen und Wiederaufziehen der Flagge zu erkennen, und man hat für den Nothfall bloß eine grosse und kleine Nationalflagge nöthig, nebst einer kleinen weissen, einer Standarte (eine blaue spitz zulaufende Flagge) und Kugeln oder Ballen. So bezeichnet z. B. die Nationalflagge oben und die Standarte unter ihr die Worte: „Wie viel Tage seyd ihr in See?“ Dagegen die Standarte oben und die Nationalflagge unten heisst: „Wir laufen Gefahr, auf Untiefen zu kommen, sagt, wie wir steuern sollen?“ Die weisse Flagge oben und die Standarte unten heisst: „Unser Schiff sinkt, rettet unsre Mannschaft.“ Dagegen die Standarte oben, und die weisse Flagge unten heisst: „Ich bin hier unbekannt, leitet mich!“ — Die Standarte oben, und 2 Ballen unter ihr heisst: „Wir sind in Noth und brauchen Hülfe.“ Zwei Kugeln allein bedeuten: „Ein Mann ist über Bord, versucht ihn zu retten!“ u. s. w.

Bei Nacht geschehen die Signale mit Laternen in Begleitung von Kanonenschüssen, doch werden sie immer nur bei Gefahr und Noth gebraucht.

In neuerer Zeit hat man diese Correspondenz verbessert und erweitert; man hat nämlich durch

Zahlzeichen versucht, verschiedene Sätze und Worte, die im nautischen Leben gewöhnlich vorkommen, auszudrücken, und zu diesem Zwecke 10 besondere, von einander an Farbe und Gestalt deutlich verschiedene Flaggen gewählt, deren jede ein Zahlzeichen bedeutet. So wie ich nun mit den neun Ziffern und der Nulle alle Zahlen ausdrücken kann, so kann ich es auch durch diese Flaggen, und im Signalbuche finde ich von jeder Zahl deren Erklärung. Will ich daher mit meinem Nachbar auf diese Weise correspondiren, so ziehe ich die Correspondenzflagge auf; ist er mit den Nummerflaggen nicht versehen, wozu auch das Signalwörterbuch gehört, so antwortet er mit Nein, im Gegentheile mit Ja, und die Unterhaltung beginnt. Allerdings muss man vorerst mit dem Signalbuche und den Nummerflaggen etwas bekannt seyn, soll die Correspondenz geläufig gehen. Wir wollen annehmen, unser Nachbar ziehe 3 Flaggen auf, die obere bedeute Nr. 3, die mittlere Nr. 2, und die untere Nr. 4, so erhalten wir die Zahl 324, diese suchen wir im Signalbuche nach, und finden die Erklärung hievon, die Antwort hierauf suchen wir abermals im Wörterbuche und finden dabei die Nummer.

Auf solche Weise correspondirten wir am 18. April 1830 unterm $26^{\circ} 5'$ S. B. und $58^{\circ} 51'$ O. L. mit einem englischen Schiffe, das etwas über eine Stunde Entfernung uns gegenüber lag.

Wir erfuhren von ihm, dass es von China komme, vor 18 Tagen die Strasse Sunda passirt habe, nach London gehe, und Alles an Bord sich wohl befinde; seine Länge- und Breite-Grade trafen genau mit den unsrigen zu *), wir dagegen sagten ihm, dass wir in 22 Tagen von Batavia kommen, nach Rotterdam segeln, und auf St. Helena Wasser einnehmen werden, dass, wenn er vor uns nach Europa komme, er von uns sagen solle, dass wir bis hierher gesund und wohl gelangt seyen. Und wirklich, wie wir nachher erfuhren, kam er vor uns, und liess die ganze Correspondenz in die Seezeitung aufnehmen. Wie erfreulich solche Nachrichten sind, weiss nur der recht zu würdigen, der Schiffe und Angehörige auf dem unsichern Meere herumschwimmen hat. Nachdem wir so ungefähr eine Stunde mit einander signalisirt, und Alles ins Schiffsjournale eingetragen hatten, gaben wir einander ein Lebewohl, segelten noch den ganzen Nachmittag neben einander fort, und hatten des andern Tages unsern Freund ausser dem Gesichtskreise. Zu dieser Correspondenz ist vor Allem aber ein gutes Fernrohr nöthig, das auch ausserdem auf Schiffen nie mangeln darf, und dass der Wind die Flaggen gut auswehe, denn

*) Es ist eine der ersten Fragen nach Länge und Breite und wenn beide Schiffe darin übereinstimmen, ist es ein erfreulicher Beweis von der Richtigkeit ihrer Rechnungen und ihrer Instrumente.

sonst sind sie nicht zu unterscheiden. Man wählt für die Correspondenzflagge einen solchen Punkt auf dem Schiffe, der von unserm Nachbar am deutlichsten gesehen werden muss, trifft er diesen etwa nicht, so setzt man die Correspondenz-Flagge auf seinem Schiffe an den Punkt hin, den man auf des Nachbars-Schiff am deutlichsten sieht, und giebt denn dadurch zu verstehen, dass er an diese Stelle seine Signale setzen soll.

Einige nautische Notizen.

Aus der mathematischen Geographie ist gewiss noch Manchem von seiner Schuljugend bewusst, dass man unter nördlicher und südlicher Breite die Entfernung vom Aequator, und unter östlicher und westlicher Länge die Entfernungen von einem allgemein angenommenen Meridiane verstehe. Zu wissen, unter welchem Grade von Länge und Breite man sich befinde, ist für den Seemann unumgänglich nothwendig. Da es auf der See keine Wegweiser oder Meilenzeiger gibt, man Tag und Nacht fortfährt, und der Wind nicht gleichmässig das Schiff nach einer Richtung hinbläst, sondern bald nach Ost, bald nach Süd, bald nach West, so bleibt dem Seemann kein anderes Mittel übrig, als am Himmel sich die Wegweiser zu suchen. Dieses Mittel hat ihm die Mathematik, dieser ewig klare Götterfunken, an

die Hand gegeben. Wer mit der Trigonometrie bekannt ist, der weiss, was Höhenmessung heisst, und wie man die Breite- und Länge-Grade finde. Für die Andern möchte ich gern ein verständliches Bild hievon geben. Nehmen wir an einen kugelrunden grossen Berg, an welcher Kugel wir nun hinaufsteigen wollen, die Kugel hänge in einem freien Raume, welcher ringsum mit vielen Bildern verziert ist. Da, wo wir nun den Weg um unsern Kugelberg antreten, sehen wir in dem blauen Raume uns gegenüber ein Bild, wir wollen es den nördlichen Polarstern nennen. Wir steigen nun fort auf unserer Kugel, sehen uns aber von Zeit zu Zeit nach unserm Polarstern um, und wir finden, dass, je höher wir an der Kugel hinaufsteigen, desto tiefer unser Polarstern steht, haben wir nun den höchsten Punkt der Kugel erreicht, so steigen wir jetzt Berg ab, blicken aber noch einmal nach unserm Polarstern zurück und — sehen ihn nicht mehr: — d. h. wir haben die Linie passirt. Meine Schüler werden bald merken, was ich unter der grossen Kugel und ihrem blauen Gewölbe verstehe. — Dieses allmähliche tiefer und tiefer Sinken des nördlichen Polarsterns beweist, dass wir uns allmählig mehr und mehr vom Norden entfernen, und dem Süden uns nähern, und diese Entfernung mathematisch genau und mit Instrumenten betrachtet, gibt dem Seemann den Punkt an,

wo er sich täglich befindet. Hat ihn der nördliche Polarstern verlassen, winkt ihm der südliche entgegen, und ausser dem Polarstern muss er noch eine Menge anderer Fixsterne kennen, am nördlichen, wie am südlichen Himmel, und dann hat er noch die Alles bescheinende Sonne und deren Zögling, den Mond. Diese Himmelskörper sind für den Nautiker das, was für den Wanderer auf einer ungeheuer grossen Haide die Kirchthürme der vor ihm liegenden Ortschaften sind.

Zur Längenmessung hat man in neuerer Zeit die Chronometer, Zeitmesser, Seeuhren, gefertigt. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Uhren durch ihre ausserordentliche Genauigkeit im Gange, indem sie das ganze Jahr hindurch um keine Minute variiren, und selbst auch während des Aufziehens fortgehen. Wegen dieser künstlichen Genauigkeit werden sie auch immer um mehrere hundert Gulden verkauft. Die Verschiedenheit des Climas, und die schwankende Bewegung des Schiffes hat keinen Einfluss auf ihren Gang. Diese Uhr wird nun bei der Abfahrt nach dem Meridian von Greenwich, der Sternwarte bei London, gerichtet. Wir wissen daher auf der ganzen Reise, wie viel Uhr es in London ist, und wenn es bei uns Mittag ist, das sieht der Seemann an seinen Instrumenten weit genauer, als der Bauer an seiner Sonnenuhr. Die

Erfahrung hat nun nachgewiesen, dass die Entfernung vom Meridian von Grad zu Grad um 4 Minuten auf der Uhr differire, diess gibt dann für den Halbkreis $= 180^{\circ} \times 4 = 720' = 12$ Stunden, d. h. habe ich mich 180° (Länge) vom Londoner Meridian entfernt, so habe ich Mitternacht 12 Uhr, wenn es in London Mittag 12 Uhr ist. Ein Beispiel möchte vielleicht dem Nichtmathematiker es besser versinnlichen: Gesetzt, wir haben auf dem Schiffe genau 12 Uhr Mittag, der Chronometer aber zeigt erst 10 Uhr Morgens, als die Stunde in London, ich bin also um 2 Stunden im Tage voraus; 2 Stunden geben zusammen 120 Minuten, und vier Minuten geben einen Grad, folglich diese 120 Minuten 30 Grad an, d. h. ich bin um 30 Grade Länge von London entfernt, und zwar östlich, weil ich im Tage voraus bin. Als wesentlich nothwendig ist auch für die Seefahrt noch der Kompass. Indessen hat man gefunden, dass die Magnetnadel an einigen Orten um 20 bis 28° von ihrem Pole abweiche, woher dies komme, ist noch eine unbeantwortete Frage. In solchen Fällen wird man wieder von der untrüglichen Mathematik unterstützt.

Nicht immer läuft das Schiff mit gleicher Schnelligkeit, denn dieses hängt ab, sowohl von der Stärke, als auch Richtung des Windes. Nun ist es aber doch auch von grosser Wichtigkeit

für den Seemann, zu wissen, welche Strecke Wegs sein Schiff in einer oder mehreren Stunden zurücklege; dies zu finden ist höchst einfach, ich darf ja nur ein Stück Holz oder einen andern schwimmenden Körper über Bord werfen, der Körper wird da stehen bleiben, wo er hinfällt, während dem mein Schiff fortläuft, sehe ich dabei auf eine Sekundenuhr, so habe ich auch die Zeit bemerkt, in welcher der Gegenstand sich von meinen Augen immer mehr und mehr entfernte, d. h. das Schiff eigentlich vorausging, während der Gegenstand auf dem Wasser liegen blieb; nach dem Augenmass kann ich beiläufig bestimmen, wie viel Schritte ungefähr in Zeit von 10 Sekunden das Schiff vorausgeeilt, dies kann ich aber noch genauer wissen, wenn ich meinen Gegenstand, schon zuvor an eine Schnur gebunden, nun wieder einziehe, und die Länge dieser Schnur abmesse. Zeigt sichs nun, dass in 10 Sekunden das Schiff 100 Fuss zurückgelegt habe, so lässt sich jetzt leicht berechnen, wie viel Fuss es in einer oder mehrern Stunden, wenn es so fortläuft, zurücklegen wird. Da aber dem Nautiker es immer um mathematische Genauigkeit zu thun seyn muss, so hat er zu diesem Zwecke eine eigene Vorrichtung erfunden, nämlich: Statt der Taschenuhr nimmt man eine Sanduhr, und zwar eine, die in bestimmten Sekunden, wir wollen annehmen in 14, abläuft; als Gegenstand, der

ins Wasser geworfen wird, ein Brettchen, das der vierte Theil einer Zirkelfläche ist, und also ein Dreieck mit einer runden Basis bildet, diese ist noch mit etwas Blei eingegossen; das Brettchen wird nun an seinen drei Ecken mit drei starken Schnüren oder Leinen befestigt, die am Ende zusammen laufen, und an einem in beliebige Klaffer abgemessenen leichten Strickchen befestigt sind; nehmen wir an, diese Leine betrage 48 Fuss, und die Länge des Schiffes als Zugabe, die sich zunächst am Brettchen befindet, und mit einem angehängten Läppchen bemerkt ist; von 6 zu 6 Fuss ist die Leine bezeichnet, sie selbst ist auf einem Haspel aufgewunden, von dem sie ohne Widerstand leicht ablaufen kann. Ich werfe nun mein Brettchen am Hintertheil des Schiffes ins Wasser, und sobald mir das Läppchen, das die Länge des Schiffes bezeichnet, durch die Hand läuft, so stürzt der Gehülfe auf meinen Ruf: „Top!“ die Sanduhr um, ich gebe nun dem Brettchen vom Haspel herab so viel Leine zu, als es nöthig hat, mein Gehülfe schaut auf die Sekundenuhr, und so wie der Sand abgelaufen, ruft er mir zu: „Stop!“ und in demselben Augenblicke halte ich den Strick fest, und sehe nun an der Bezeichnung, wie viel Fuss von ihm abgelaufen sind, und stelle jetzt wieder meine Berechnung, nämlich: wenn in 14 Sekunden das Schiff 40 Fuss zurücklegt, wie viel wird es zurücklegen in einer Stunde? u.

s. w. Dies Verfahren nennt der Seemann « loogen, » lies lochen. Blicke freilich Wind und See sich den ganzen Tag gleich, und sonach auch der Lauf des Schiffes, so hätte man nur einmal nöthig zu loogen, so aber verändert sich dieses sehr oft, und bei jeder Veränderung, die dem erfahrenen Seemann nicht entgeht, muss dies Geschäft wiederholt werden. Das Resultat desselben wird jedesmal aufgezeichnet. Dieser Umstand nun brachte einen genialen Engländer auf den Gedanken, ein Loogen zu erfinden, das bei allen Veränderungen des Laufes in einer bestimmten Zeit nur einmal vorgenommen werden dürfte, und doch genau die zurückgelegte Bahn des Schiffes bezeichnede. Es ist ein Cylinder von ungefähr einem Schuh Länge und über einen Zoll im Durchmesser, von Kupfer, an dem einen Ende geschlossen, an dem andern in einen Kegel zulaufend. Um diesen Cylinder befinden sich noch in etwas spiralförmiger Windung 4 Schaufeln, ungefähr 5 Zoll lang, hinten 3 Zoll hoch, und vorn mit dem Kegel spitz zulaufend, an diesem Kegel befindet sich ein Knöpfchen zur Befestigung eines Strickes. Ziehe ich nun diese Vorrichtung durchs Wasser, so dreht sie sich vermittlest der Schaufel um so schneller um ihre Axe, je schneller ich sie durchs Wasser ziehe. Diese Umdrehung nun brachte der Engländer auf ein Räderwerk an, das einen Meilen-, Stunden und Minuten-Zeiger enthält,

in einer spitz zulaufenden kupfernen Kapsel verschlossen ist, mit dem Cylinder im Wasser schwimmt, und mit einem langen Stricke am Hintertheil des Schiffes befestigt ist. Je stärker nun das Schiff durchläuft, desto mehr dreht sich der Cylinder, und bewegt dadurch auch das Räderwerk, das mir jedesmal genau die Meilen angibt, die das Schiff in einem gewissen Zeitraume zurücklegte. Man nennt dies ein Patent-Loog, und seine Genauigkeit ist allgemein anerkannt, aber nur zu bedauern, dass es von den Fischen so oft angegriffen wird; so haben sie uns das eine zer-bissen, das andere vom Stricke losgerissen.

Zwischen beiden Wendezirkeln herrscht ein beständiger Ostwind, der nördlich vom Aequator der nordöstliche, und südlich vom Aequator der südöstliche Passatwind genannt wird. Ohne diesen würde die Fahrt nach Ostindien fast unmöglich seyn, oder wenigstens recht lange dauern. Ausser den Wendekreisen aber weht der Wind in verschiedener Richtung; daher man die Segel nach dem Winde richten muss. Um noch vorwärts segeln zu können, muss der Wind wenigstens in einem Winkel von $22\frac{1}{2}$ Grad auf die Segel einfallen. Man nennt dieses bei dem Winde segeln (by den Wind), hier wird am schärfsten gebrasst. Brassen heisst, die Segel so auf die Seite ziehen, dass ihre Stangen (Raaen) mit der geraden Linie des Schiffes Verticalwinkel

bilden, wovon zwei spitze und zwei stumpfe Winkel sind, und die gleichen einander immer gegenüber stehen. Von dem Winde segeln (van den Wind zylen) nennt man, wenn der Wind von 8 bis zu 12 Compassstrichen einfällt; oder von einem rechten Winkel bis zu einem stumpfen zu 67 Graden, man kann dabei die meisten Segel gebrauchen. Vor dem Winde segeln (voor den Wind) heisst, wenn der Wind gerade von hinten kommt. Man kann hiebei die wenigsten Segel gebrauchen, weil die hintern den vordern nur den Wind rauben würden. Beidrehen (by draayen) heisst, die Segel am Bassan so zu stellen, dass der Wind von ihnen auf die des Mittelmastes reflectirt. Beilegen beim Sturme, oder bei zu hoher See, heisst das Ruder so auf die Seite zu drehen, dass es mit der Schiffslänge einen Winkel bildet, und sonach den Lauf des Schiffes hemmt.

So haben wir nun schon Manches gesehen, was uns sowohl zum Vergnügen und zur Unterhaltung, als auch zur Belehrung diente, und uns vor Langeweile schützte. Höchst unterhaltend war es mir, mit dem Kapitän oder den Steuerleuten vom Seewesen zu sprechen, und mir machte es jeden Tag Vergnügen, wenn ich Mittags 12 Uhr die Berechnungen und das Resultat unserer 24 stündigen Fahrt ins Schiffsjournal eintragen und den Punkt auf der Seecharte setzen sah, auf dem

wir uns gegenwärtig befanden; mit Vergnügen sieht man auf die zurückgelegte Strecke, und freut sich, je näher man dem Ziele seiner Reise kommt. Diese Berechnungen sind so sicher, dass mehrmals drei bis vier Tage voraus der Kapitän sagen konnte, um welche Stunde wir diese oder jene Insel erblicken werden, wenn sich Wind und Welle gleich bleiben, und nie sahen wir uns hierin getäuscht. Vier Monate lang kein Land mehr gesehen, nur hie und da an Inseln in weiter Entfernung vorbei gefahren, und dennoch mit Gewissheit sagen zu können: morgen früh um 6 Uhr sehen wir die Berge von Java, dies verdient gewiss alle Bewunderung und Hochachtung für die Nautik, die auf so hohen Standpunkt gekommen, und die so sicher steht, weil ihr die einzige, ewige, unfehlbare Wahrheit, die Mathematik, zur Basis dient. — Ich trug nun auch in mein Tagebuch die Resultate ein, und bezeichnete auf meiner Karte gleichfalls den Punkt.

Nun muss ich Sie aber auch mit unsern Bretterbewohnern bekannt machen, und Sie werden sehen, dass auch diese dem Beobachter manche Unterhaltung gewähren. Zuerst sehen wir auf

Die Soldaten.

Sie sind fast von allen Ländern Europa's und durch die verschiedensten Zufälle auf dieser klei-

nen Bretterwelt zusammen gekommen; meist aber in der Absicht, aus Java's Goldquellen zu schöpfen — eine Absicht, die kaum der Tausendste erreicht. Mancher unter ihnen hat schon mit einem Paar Schuhen drei Monarchen gedient, und will es nun auch mit dem vierten und — letzten — versuchen; denn auf Java desertirt er nicht mehr, dort wird er der getreueste Soldat, der ohne Eidschwur seiner Fahne treu bleibt, selten, höchst selten, dass einer das Meer oder die Dolche der Indianer vorzieht; manchen verfolgte die Nemesis; manchen trieb die Verzweiflung einer nicht erwiderten Liebe hinaus in eine neue Welt, deren neue Bilder ihm das der Geliebten vertilgen sollen; mancher kam hieher, er weiss selbst nicht wie; manchen lockte die Lust zum Reisen und zum Abentheuerlichen; mancher hatte seinen letzten Kreutzer, seinen letzten Rock im letzten Wirthshause gelassen, und sieht sich jetzt gezwungen, einen Soldatenrock anzuziehen. Kurz von unsern 130 Mann waren gewiss 130 verschiedenartige Veranlassungen und Zufälle, die sie hiehergebracht, und darunter nicht immer ehrenvolle. Da man ihnen auf dem Schiffe keine Beschäftigungen geben kann, als hie und da an einem Tau zu ziehen und Wache zu halten, so suchte man sie vor Langeweile zu schützen, indem man ihnen Spiele mitgab, als Damenbretter, Domino, Lotterie, Karten, und als Spielmarken jedem Mann um ei-

nen Gulden Kupfermünzen, mehr Geld hatte keiner zu verlieren, war also für Hazardspiele schon gesorgt. War es nun trocken Wetter auf dem Verdecke, das heisst, spritzten die Wellen nicht darüber, so kamen die Soldaten herauf, und gruppirten sich verschiedenartig zusammen, je nachdem sie einander verstehen konnten, und spielten theils um ihre Pfennige, theils ging der Plumpsack, theils die Gluppe an der Nase herum. Wenn sie nun so beisammen sassen, machte sich manchmal der Kapitän den Spass, mittelst eines Ruderdruckes die Welle so zu fangen, dass sie übers Verdeck hinspritze, und mit Geschrei und Gelächter sprangen die Gruppen auseinander; an ihrer grauen Montur konnten sie nichts verderben. Manche unter ihnen waren Spassvögel, die im Stande waren, mit ihrem Reichthum von Schnacken und Schnurren das ganze Schiff zum Lachen zu bringen, was sie um so lieber thaten, wenn es ihnen ein Gläschen Schnapps trug. Manche waren musikalisch, und diese dienten uns zu den musikalischen Abendunterhaltungen, zu denen wir noch kommen werden. Viel Lachen erregte auch die Erbsensuppe, wenn sie gerade an einem Tage traf, wo das Schiff stark schwankte, da kam mehr auf den Boden und an die Gesichter und Kleider als in die Mägen der Soldaten, und einer lachte den andern aus. Viel Spass machte es mir, sie so truppweise um die hölzerne Schüssel herumsitzen

und essen zu sehen. Mancher lebte, um zu essen, während ein Anderer blos ass, um zu leben. Nach Tische gruppirtten sie sich wieder zum Spiel, Gesang oder Erzählen von Geschichten und Anekdoten, woran mancher einen Vorrath für die ganze Reise hatte, dabei rauchten oder kauten sie ihren Tabak, der ihnen wöchentlich ausgetheilt wurde. Alle 2 bis 3 Wochen war Monturvisitation, und da unter ihnen auch Schuster und Schneider waren, so gab es für solche immer was zu thun. Jeden ersten Sonntag im Monat war grosse Parade, wobei die Kriegsgesetze verlesen wurden, die sie blos deswegen gern anhörten, weil am Nachmittag darauf eine Bouteille Wein folgte. Da man die Flaschen nicht brauchen konnte, so wurden sie über Bord geworfen, und dies gab ihnen auch wieder Spass, die eine nach der andern zu werfen. Alle Tage wurde die Kaserne aufgewaschen, so lange wir in der heissen Zone fuhren, und ausserdem alle 3 Tage, so dass nicht leicht Unreinlichkeit entstehen konnte. Da man Hände genug hatte, so war dies Geschäft bald gethan, während die übrigen auf dem Verdecke waren. Nun liess ich den Luftschlauch anhängen und das Zwischendeck durchröchern; so erhielten sie alle Tage frische Luft, die aber freilich unterm Aequator sehr warm war. Die Hängmatten, in denen sie des Nachts schliefen, wurden bei Tage wieder losgemacht, und auf dem Verdecke, auf der so-

genannten Kuchbrücke, zwischen dem Mittelmast und der Küche über dem grossen Lauk, wo das grosse Boot angebracht war, aufgeschichtet, der frischen Luft ausgesetzt, und wöchentlich gehörig gereinigt und ausgeklopft. Das ganze Bett bestund in einer schmalen Matratze, Kopfkissen und leichter Wolldecke, dies alles liegt in einem starken Leintuche, das oben und unten vermittelst Stricke an der Decke angemacht ist. So schaukeln die Soldaten bei jeder Bewegung des Schiffes hin und her, und ein Nachbar berührt den andern. Anfangs fanden sie dieses Schlafen nicht sehr bequem, doch lernten sie es mit der Zeit sehr gut. Die Weiber ziehen einen Vorhang um ihre Schlafstelle, und drücken blos die Augen zu, wenn sie etwas nicht sehen wollen. Man kann ihnen hier unmöglich ein eigenes Zimmer anweisen, und man muss, wie man sagt, aus der Noth eine Tugend machen. Anders verhält es sich mit den Kajütenbewohnern, da hat jeder seine eigene abgeschlossene Schlafstelle. Die drei Ehemänner waren für ihre Weiber mehr aus Neid, als aus andern Rücksichten von den übrigen Soldaten gesichert, und es kamen auf beiden Reisen nie Klagen darüber vor. Hat sich einer ein Dienst- oder Subordinations-Vergehen zu schulden kommen lassen, so bestunden die Strafen in doppelter Dienstverrichtung, Zimmerarrest, d. h. er durfte nicht aufs Verdeck kommen, im Krummschiessen von meh-

reren Stunden, ja oft Tagen, und endlich durch Kommissionsspruch, Schläge mit dem Stricke; als Schärfung jeder der Strafen galt das Entziehen des Schnappses, — was alle am meisten schmerzte. Einmal hatten wir einen Kriegsrath wegen bedeutender Körperverletzung, meuchlerischer Weise zur Nachtzeit verübt. Ausserdem fiel nie ein Raufhandel vor auf beiden Reisen, was bei so vielen und vielerlei fast zu bewundern ist. Gleiches Schicksal auf See vereint sie eben bald zu Freunden und Brüdern. Nirgends herrscht wohl weniger Neid und Scheelsucht, als hier; nirgends ist das Geld und der Tornister des Soldaten so gesichert, als hier, denn was nützt ihm hier das Geld? Es ist keine Marketenterin, Branntweinkneipe, kein Bierhaus dafür da. — Ihre Armirung erhalten sie erst auf Batavia, damit sie nicht, wie früher bisweilen geschah, dieselben zum Aufruhr benutzen können. Gegen etwaige Seeräuberien, die jetzt höchst selten sind, ist das Schiff hinlänglich bewaffnet.

Würden die Soldaten bei der Ankunft auf Java dem Rathe der Erfahrung mehr Gehör geben, und sich im Beginn in jedem Genusse mäßigen, sie würden leichter acclimatisiren und man hätte hundert Sterbefälle weniger, die dem Clima zugeschrieben werden. Der Mensch kann überall leben, denn die Erde ist für ihn; wenn er sich aber unsinnig allen Genüssen überlässt, so ist

nicht das Clima, sondern er selbst Schuld. Es gibt Menschen, die die Kälte des Nordpols und die Hitze des Aequators unbeschadet ihrer Gesundheit ertrugen, weil sie von einem Extrem zum andern nach und nach kamen; wären sie es mit einemmale, hätte ihr Organismus nothwendiger Weise zerstört werden müssen, wie ein erhitztes Glas zerspringen muss, in das man eiskaltes Wasser giesst. Wäre das Clima für den Europäer wirklich so schädlich, als die Sage geht, so hätte ich daselbst keine Greise getroffen von 60 ger Jahren, die noch munter und frisch waren und in ihrer Jugend hieher kamen. — Aber warum wurden sie das? weil sie stets mässig lebten, — ein Zeugnis, das ich allgemein von ihnen hörte.

Wenden wir uns von dieser javanischen Episode wieder zurück an Bord, wo wir noch Manches zu beobachten haben, ehe wir nach Java kommen; dies zu erwecken sind unumgänglich nothwendig.

Die Matrosen.

Ein Schiff ohne Matrosen ist so wenig auf See denkbar, als ein Kriegsheer ohne Soldaten. Ihr Loos ist nicht das beste, aber glücklich sind sie dadurch, dass sie dies nicht wissen. Die meisten sind zufrieden, und sonach glücklich. Von frühester Jugend kommen sie als Schiffsjungen an

Bord, wachsen daselbst heran, kommen nur selten ans Land, und gewöhnen sich an das Schiffsleben, wie mancher kaum an seinen heimathlichen Heerd. Dass ihnen hiebei jede höhere Bildung und aller feinere Ton des Landlebens entgehen muss, ist natürliche Folge. Ihr Schiff ist ihre Welt, ihr Kapitän Herr und Meister, ihr Ersparniss, sobald sie ans Land gekommen sind, recht im Rausche der Wollust und Freude durchzubringen, ihr höchster Genuss, — darin gesättigt, oder vielmehr die Taschen geleert, kehren sie wieder aufs Schiff zurück, und haben die Reise über mehr oder minder angenehme Erinnerungen, je nachdem sie körperliche Angedenken vom Lande mitgenommen, wovon sie der Schiffsarzt wieder befreien soll.

Am Bord ist der Matrose stets Tag und Nacht beschäftigt; immer gibt es für ihn Arbeit. Diese hier sind beschäftigt, alte Taue aufzudrehen, und aus den einzelnen Fäden wieder kleines Tau zu spinnen, das zur Umwicklung von starken Tauen dient; dort macht einer daraus einen Haderwisch, und bindet ihn in einen zierlichen Kopf zusammen; hier sind einige mit Betheerung der Taue beschäftigt; dort werden sie vom Bootsmann nach oben kommandirt, um dieses und jenes am Takelwerke nachzusehen und auszubessern; hier sitzt der Segelmacher, mit Ausbesserung alter und Verfertigung neuer Segel beschäftigt; den Zimmermann sehen wir bald beschäftigt mit den kleinen

Booten und Schaluppen, bald mit Kalfatern, d. i. Werg zwischen die Fugen oder Nahten auf dem Decke mit Gewalt einzukeilen, es dann mit Pech übergiessen, damit kein Wasser durchdringen kann, auf dieselbe Weise wird jede Ritze verstopft; so eine Ritze, klein oder gross, wodurch das Wasser eindringt, nennt man einen Leck. Hier sehen wir den Constabler beschäftigt mit Reinigung der Armaturstücke, mit Fegen und Scheuern des Messings und Kupferbeschlages, das sich überall am Schiffe befindet. So herrscht in dieser kleinen Stadt stets reges Leben und Treiben, das dem freundlichen Beobachter überall gefällig entgegen lacht, man sieht den Arbeitern mit Vergnügen zu, wie sie alles nach mancherlei Fertigkeit so genau und richtig fügen. Hat man den Kapitän zum Freunde gemacht, so darf man ihn fragen, warum dies und jenes gerade so und nicht anders, und nach welchem Verhältnisse es gemacht wird? und man bekommt einen Begriff mehr von der Schiffskunde.

Sämmtliche Matrosen, deren wir 30 hatten, waren in zwei Parthieen abgetheilt, während die eine Hälfte Wache hatte, die allzeit 4 Stunden dauerte, durfte die andere ausruhen und schlafen. Jeder hatte seinen angewiesenen Posten. Zur Zeit der Noth musste alles auf's Verdeck, und ein Kommandoruf sagte jedem Einzelnen, was er zu thun hatte. Da laufen sie an den Strickleitern (die

freilich ganz steif stehen) hinauf mit mehr Gewandheit, als wir über eine Treppe; da hängen sie hoch oben an den äussersten Enden der Segelstangen, dass man sie mit Schauder erblickt und glaubt, sie müssen mit jeder Bewegung des Schiffes herunterfallen; doch selten geschieht dies, wischt er an einem Tau aus, hat er gleich wieder ein anderes in Händen, selbst im Fallen weiss er noch eines zu haschen, und an ihm sicher herabzugleiten; nur einmal sah ich einen fallen, der aber zum Glücke so in die Rust fiel, dass er sich nicht im Mindesten beschädigte; als er und ich keine Beschädigung an ihm finden konnten, bat er den Kapitän um ein Gläschen Schnapps, weil er so glücklich gefallen sey, er erhielt deren zwei, machte einen Rundsprung und ging wieder hinauf, wo er herabgefallen. Der Matrose vergisst aus Alltagsgewohnheit der Gefahr, er ist stets fröhlich und munter, weiss, dass er dereinst umkommen werde, glaubt aber nicht, dass es schon heute geschehe. — Ich unterhielt mich mit diesen Menschen oft stundenlang, und schäme mich dessen nicht, dass sie mich nicht ästhetisch ansprachen, — sie schienen mir für die Gesamtheit der menschlichen Gesellschaft weit nützlicher, als ein privilegirter Faullenzer, der sich mit den Zinsen des ururväterlichen Kapitals mästet.

Bisher habe ich Ihnen, meine verehrten Leser, bloß gezeigt, wie man sich auf dem Verdecke

unterhalten kann, wenn man nur Willen und Sinn dafür hat. Gehen wir nun hinunter zu den

Kajütenunterhaltungen.

Diese beginnen erst des Abends. Bei einem Gläschen Wein macht man ein Kartenspiel, und ist dabei eben so vergnügt, wie am Spieltische in einer Harmonie-Gesellschaft zu A., M. und W. meines Heimathlandes. Dass man dabei seine Weingläser feststellen oder halten, und sich's oft gefallen lassen muss, wenn die Karten über die Tafel hin gleiten, gewöhnt man mit der Zeit so, dass man glaubt es müsse so seyn, — und Glaube macht ja selig! — ? — Da man immer mit derselben Gesellschaft spielt, verliert man im Ganzen nicht viel; man notirt jeden Tag auf, und findet am Ende der Reise bei Abrechnung kaum der Mühe es werth, die Spielgewinnste einzuziehen. Nach dem Spieltische, der nie über zwei Stunden dauern durfte, um nicht zum Ueberdrusse zu werden, geht man entweder im Mondscheine spazieren oder in's Lesezimmer, oder in's Theater. — In jeder Schlafhütte brennt eine, vor Feuersgefahr gesicherte Lampe, man legt sich in's schaukelnde Bett, nimmt sein Buch in die Hand, so lange bis die Augen zu, und es aus der Hand auf den Boden fällt und damit fällt auch der Vorhang im Theater, und der nächste Akt beginnt morgen.

So schlief ich oft manche Nacht wonnevoll, denn die Träume führten mich in die Umarmungen derjenigen, die meine Seele innig liebt. — Mitten auf dem Erde umgürtenden Oceane wandelte ich im Heimathlande unter biedern, treuen, liebevollen Freunden. — O ich war oft Tag und Nacht bei Euch, ihr lieben, theuern Seelen! und gewiss, nie habt ihr von mir gesprochen, wo mein Gedanke nicht bei Euch gewesen. — O selige Träume! —

Mehr Interesse, als die Karten, bot mir das Schachspiel. Da ich oft der einzige Liebhaber hiefür war, so hatte ich die meisten Parthieen mit dem Kapitän zu spielen, und manchen ruhigen Nachmittag sassen wir auf dem Verdecke unter dem Sonnenzelte am Schachbrette. Damit die Figuren nicht weichen können bei Bewegung des Schiffes, so haben sie Stifte um sie zu stecken. Für die Schachfreunde bemerke ich auch hiebei einiges über das Schachspiel der Chinesen, die ich auf Java spielen sah. Auf die Figuren verwenden sie manchen Luxus; die Thürme auf Elephanten gefallen mir sehr wohl, sie weisen noch auf die Vergangenheit hin. Wir stellen die Königin nach dem bekannten: „Nigra a dextris, servat regina colorem“; sie hingegen stellen die Königin allzeit zur linken Seite des Königs. Rochiren geschieht bei ihnen auf zwei Tempo: erst geht der Thurm bis an den König hin, und

beim nächsten Zuge der König über den Thurm; hat er noch nie Schach gehabt, so darf er bei seiner ersten Bewegung zwei Schritte nach jeder Richtung hin machen, befindet er sich in Noth, so darf er über ein besetztes Feld sogar hinspringen; die Bauern dürfen von Haus aus zwei Schritte gehen, selbst wenn ihnen einer entgegen steht; nur wenn sie auf dem Felde des Thurmes in die Dame gehen, sind sie sogleich Königin, selbst wenn die erste noch da wäre; auf einem andern Felde aber muss der Bauer erst 3 Schritte in diagonalen Richtung zurückgelegt haben, um Königin zu werden; immer muss dem Könige ein Bauer gelassen werden, ausserdem ist das Spiel patt. Dies sind ungefähr die auffallendsten Abweichungen von unserm Schachspiel. Schachmatt liesse sich vielleicht herleiten von Sjaah König, und maati todt. —

Als Schachtändelei habe ich mir auch Mühe gegeben mit dem sogenannten Pferds- oder Rössel-Sprung auf allen 64 Feldern, wo dann der Springer am Ende wieder auf das Feld Nr. 1 zurückkommt. — Den Freunden des Spiels hier ein Paar Beispiele.

26	23	38	9	36	21	48	7	55	34	5	30	53	32	7	16
39	10	25	22	53	8	35	20	4	29	54	33	6	17	52	43
24	27	12	37	60	49	6	47	35	56	13	18	31	44	15	8
11	40	63	52	57	54	19	34	28	3	48	45	14	21	42	51
28	13	56	59	50	61	46	5	57	36	19	12	47	50	9	22
41	64	51	62	55	58	33	18	2	27	46	49	20	11	62	41
14	29	2	43	16	31	1	45	37	58	25	64	39	60	23	10
1	42	15	30	3	44	17	32	26	1	38	59	24	63	40	61
14	57	26	51	12	59	24	49	5	44	15	32	7	46	13	34
27	54	13	58	25	50	11	60	16	31	6	45	14	33	10	47
56	15	52	39	34	37	48	23	43	4	57	54	59	8	35	12
53	28	55	36	43	40	61	10	30	17	60	63	56	11	48	9
16	3	42	33	38	35	22	47	3	42	55	58	53	62	23	36
29	32	17	4	41	44	9	62	18	29	64	61	24	37	52	49
2	5	30	19	64	7	46	21	41	2	27	20	39	50	25	22
31	18	1	6	45	20	63	8	28	19	40	1	26	21	38	51

Aus diesen 4 Beispielen können Sie wieder eine Menge andere ableiten durch geringe Versetzung, und der Mathematiker wird leicht berechnen können, wie oft sich 64 Zahlen versetzen lassen, und wie viel tausendfach der Rösselsprung gemacht werden kann. Mehrere hundert habe ich mir aufgezeichnet, sie gehören aber nicht in den engen Raum dieser Blätter.

Da manche unter den Soldaten musikalisch waren, so veranlasste dies an schönen mondheilen Nächten öfters ein angenehmes Concert. —

Die Decke des Saales, blau bemalt mit Myriaden blinkende Sterner, die der lachende Vollmond weit überstrahlt, der in jeder Welle sich spiegelt, auf denen das Schiff sanft dahinschaukelt; die Segel nur geschwellt von kühlen Abendlüftchen, die den Tagesschweiss von der Stirne wehten; ringsum alles stille Natur, als lauschte sie auf unsere Töne; nur hie und da lispelte eine Welle, als wollte sie in unsere Klänge ihre Stimme mischen: so vermissten wir nicht die hundert Wachslichter auf schimmernden Lüstern, die in den Wandspiegeln sich wieder zeigen, und die einfachen Solo's, Duette und Tercette liessen uns leicht das reiche Orchester entbehren, das im Sturme der Akkorde dahinrauscht; einfach ungekünstelt that jeder das Seine, denn so passte es ja in die schöne, einfache, freie Natur. Angenehm verhallten die Töne, und nur im leisesten Nachhall geben sie kühle Lüftchen von den Segeln wieder. Bacchus würzte die Freude und netzte die Kehlen, — uns fehlte nichts, als der Schöpfung schönste Gabe — das Weib. — Wir tranken den Geliebten in dem Heimathlande zu, und der freundliche Liebesbote, Mond, erhielt von uns manche Aufträge. — Wenn der schaukelnde Ländler uns die Füße zum Tanze hob, da dachte ich mit sehnsuchtsvoller Lust an die holden Tänzerinnen meiner frohen Studienzeit; — hinwalzen hätte ich mögen mit ihnen auf dem flachen Ocean, der Raum für Millionen

froher Chöre bot! Schön und herrlich erscheint überall die Natur dem Zufriedenen, nur der durch Wollustgenüsse verkünstelte Weichling eckelt sich an ihrer schönen Einfachheit; er begattet sie mit der Kunst, und erzeugt einen Bastard. — So von einfachem Genusse gesättigt, weder den Magen überladen, noch die Ohren von rauschender Musik betäubt, noch die Augen ermattet vom strahlenden Wachslichte, schlief sich's nach einer solchen Nacht so ruhig und sanft, und das leise Rauschen der Welle glich einer murmelnden Quelle.

Die Schiffskost.

Sie ist freilich verschieden und sehr beschränkt gegen die Landkost. Für Schlachtvieh ist kein Raum da; wir hatten bloß einige Schweine, und einige hundert Stück Federvieh, dabei fühlten aber die Gänse und Enten gar bald den Mangel des süßen Wassers, magerten ab, und starben, ehe das Messer an ihre Kehle kam. Die Hühner legten nicht nur keine Eier, sondern starben auch sehr häufig dahin, besser hielten sich die Kapauen, allein nur die Schweine gediehen. Wir haben daher nur gesalzenes und geräuchertes Rindfleisch; gesalzenes, geräuchertes oder in Essig gebeiztes Schweinefleisch; Schinken; geräucherte Zungen; Savelat-, Salami-Würste; und als Erfin-

dung neuerer Zeit frisches Rindfleisch und frischen Kalbsbraten, die in blechernen Büchsen luftdicht verschlossen mitgenommen wurden. Allein wo zufällig die Luft nicht genug ausgepumpt war, oder die durch die Verpackung nur ein Loch wie eine Nadelspitze gross, oder sonst ein kleines Ritzchen bekamen, diese waren sämmtlich verdorben, und da sie sehr theuer zu stehen kommen, so werden sie nur als besondere Leckerbissen auf die Tafel gebracht. Der Braten schmeckt noch so gut, wie ein frischer kalter Braten. Man kann hiezu nur das beste, am wenigsten mit Zellstoff versehene Fleisch gebrauchen. Von Gemüse hatten wir alle Sorten, die sich trocknen oder einmachen lassen, als: Bohnen und Hülsenfrüchte, theils getrocknet, theils in Essig eingelegt, oder eingesotten, wie wir z. B. Steinobst einkochen in verschlossenen Gläsern; eingemachte Gurken; rothe Rüben; eingelegte und getrocknete Zwiebeln; eingelegten Blumenkohl; rothen Kohl; Sauerkraut; eingesalzene Suppenkräuter; und die Krone von allem, das Herrlichste auf dem Schiffe — Kartoffeln, die übertrafen alles übrige Gemüse; grob und fein gekörnte Gerste; Reis; Mehl zu Brod und andern Backwerken, dies wird in Fässern so fest eingepackt, dass man es vorerst wieder verreiben muss, anders würde es von Würmern nicht frei bleiben; überhaupt wird alles Eingelegte und Eingesalzene so fest als möglich

eingepresst, und was nicht lange die freie Luft ertragen kann, wird nur in kleine Fässchen gelegt, um es schnell zu verbrauchen; getrocknete Zwetschgen, Aepfel, Corinthen, Rosinen, Mandeln und alle nöthigen Gewürze; einiges Confect; als Brod den Zwieback; herrliche gesalzne Butter; verschiedene Sorten Käse.

Des Morgens beim Erwachen steht für jeden Kajüten-Bewohner Kaffee bereit, aber ohne Milch, denn unsern beiden Geisen trocknete sie die Hitze ein, und die mit Zucker eingekochte Milch lohnt sich der Mühe nicht. Die Herren rauchen dabei ihre Pfeife oder Cigarren, die Damen, deren wir einmal zwei auf der Rückreise hatten, können zur Noth die Spezereibüchse in Anspruch nehmen, wenn es gerade kein frisches Brod gibt.

Um 9 Uhr wird dejeunirt. Zwieback und frisches Brod, Butter und Käse fehlen an der gedeckten Tafel nie; gekochte Gerste und Reis; Schinken, oder Zungen, oder Salami wechseln mit einander, und werden an den Sonntagen von schweinenen Rippen abgelöst; die trocken vorgesetzte Gerste oder Reis macht man sich mit Syrup an, der Holländer nimmt zu ersterer auch noch Butter, Bier oder Essig und Wasser dazu, rührt es durcheinander, nennt es Guschgusch und findet es delikat; ich lernte es nie essen. Auf der Heimreise gibt es zum Reis noch javan. Würze; wir werden diese beim Dejeuner auf Batavia ken-

nen lernen. Zum Getränke gibt es Thee ohne Milch, und im Beginn der Reise auch noch Bier nach Genüge, so lange es noch aus Fässern läuft, das in Flaschen abgezogene aber wird nur glasweise zugetheilt; wer seinen eigenen Weinkeller hat, dem steht zu jeder Stunde eine Flasche mit Selteser- oder Fachinger-Wasser frei, diese beiden Getränke werden bei den Passagieren nicht mit in den Akkord aufgenommen, eben so auch die spirituösen.

Mittags 12 Uhr, wenn das Reisebesteck auf der Karte genommen ist, folgt darauf ein Gläschen Genever, ein weit angenehmeres Getränk als unser Branntwein, und in Holland bei allen Ständen zu Hause; je nachdem er über Johannisbeere, Brombeere, China oder Löffelblatt abgezogen, hat er verschiedene Farben und Namen; den ganz klaren tranken wir gewöhnlich mit einigen Tropfen Magenelixir; hat man starken Durst, so nimmt man klaren Genever mit Wasser und Zucker, dies heisst dann Grok, und löscht am allerbesten den brennenden Durst, während Wein zu sehr erhitzt, und Wasser den Magen nur erschläfft. Noch besser thut dies auf der Heimfahrt der Arak; er reizt auf eine sehr angenehme Weise den durch die viele Hitze erschläfften und ermatteten Magen, und erregt Esslust, die man in der Hitze weniger, als in gemässiger Temperatur hat. So lange man zwischen

den Wendekreisen weilt, legt man sich jetzt schlafen bis zum

Diner Nachmittags 2 Uhr. Dies wird so eingerichtet, dass stets jeden Tag zweierlei Fleisch mit einander wechselt, eben so auch die Gemüse bis auf die Kartoffeln, die alle Tage vorkommen; die Hühner lieferten uns am Ende bloß nur noch Suppe, diese bestand aus verschiedenen Makronen, und zweimal in der Woche wurde sie durch die Erbsensuppe abgelöst. Reis, Reis- oder Mehlpudding, und Pfannenkuchen waren die gewöhnlichen Mehlspeisen, denen aber sämmtlich Milch und Eier mangelten; als Dessert gab es im Beginn der Reise die jedesmaligen frischen Früchte des Landes; ausserdem Butter und Käse alle Tage. Zum Getränke rothen Wein; die Passagiere hatten diesen selbst zu besorgen. Wasser steht jedem nach Belieben frei zum Trinken. Zum Waschen aber ward nur des Morgens ein Schoppenglas voll erlaubt, von welcher Regel man jedoch manche Ausnahme machte.

Angenehm und einladend sieht allerdings so ein herrliches Tafelstück von 6—8 Pfund gesalzenem oder geräuchertem Rindfleische aus; allein hat man es einmal alle Tage so, dann versalzt es am Ende doch den Magen, wenn nur alle Sonntage und Montage ein frischer Schweinsbraten dabei steht, oder an den übrigen Tagen ein dörres Huhn, Gans, Ente, oder ein zäher Kapaun.

Die Verdauung befördert man nach Tisch durch einen kleinen Spaziergang auf dem Verdecke, und ist man eine halbe Stunde bei unruhiger See auf und niedergegangen, so ist man so ermüdet, als wäre man auf dem Lande eine Stunde weit gegangen, da das stete Balanciren sehr anstrengt. — Um 5 Uhr wird Thee getrunken, bei schönem Wetter auf dem Verdecke. Mit Anbruch der Nacht wird der Spieltisch hergerichtet, man genießt dabei in der gemässigten Zone Wein, in der heissen Grok oder Punsch, den wir am Heimwege von ächtem reinem Arac de Batavia genießen, — es ist ein delikates Getränk! —

So lebt man nun auf dem Schiffe. Soldaten und Matrosen dürfen blos nur im Vorbeitragen den frischen Braten sehen und riechen, denn leider kann man für so viele kein Schlachtvieh mitnehmen, es fehlte dazu schon der Raum, die Kosten nicht gerechnet. Diesen Mangel ersetzt ihnen der Schnapps, der dreimal des Tages schluckweise ausgetheilt wird; wer seinen Schluck nicht nehmen will, verliert ihn, um ihn nicht an andere zu verschachern und dadurch zu Berausungen Anlass zu geben; der Betrunkene taugt aufs Schiff am allerwenigsten.

Der Arzt auf dem Schiffe.

Er ist in therapeutischer, wie in diätetischer Hinsicht sehr beschränkt. Da man in der Regel

nur gesunde Individuen an Bord nimmt, so rechnet man auch weniger auf Krankheiten, und mehr nur auf chirurgische Fälle. Der Arzt wird versorgt mit einer kleinen Apotheke, mit Instrumenten und Bandagen für den möglichsten Nothbedarf. Die meisten Fälle, die mir vorkamen, waren die mannigfachsten Formen Wonne berauschter Abschiedsstunden, da mancher glaubte, sich noch ein Bene anthun zu müssen, wenn er bedachte, dass an Bord lange Entbehrung, und in Indien seiner ganz Fremdes harre, woran er erst noch seinen Geschmack gewöhnen muss; dann Wechselfieber; seltener Entzündung der Brustorgane, und, was mich am meisten wunderte, nie ein Scorbut; ich glaube dies zuschreiben zu dürfen der täglichen Luftreinigung und dem Genever, über Löffelblatt und Chinarinde abgezogen, wovon ihnen täglich gleichsam als Praeservativ gereicht wurde; dann weiss man jetzt auch die Speisen besser und frischer zu erhalten, und macht die Reise weit schneller als früher. Scrophulöse Geschwüre, die sich bei einem Schiffsjungen zeigten, konnte ich an Bord nicht zur Heilung bringen. Knochenbrüche kamen blos zwei vor, und sonst nur leichte Quetschungen. Ein Soldat brachte eine Hernia mit, der andere erhielt sie an Bord durch Hebung einer schweren Last. Von den vielen Ophthalmien auf andern Schiffen erfuhr ich nichts. In der indischen See verlor ich 2 Matrosen am Sonnenstich, Insolatio.

Für die bedeutenden Kranken war ein eigener Winkel des Schiffes zum Spital eingerichtet, und zwei Soldaten versahen die ganze Reise hindurch den Krankendienst, wofür sie eine kleine Belohnung erhielten. Das Clinicum, die Apotheke und die Krankengeschichten nahmen mir auf der Hinreise fast den ganzen Vormittag weg, auf der Heimreise hatte ich bei weniger Leuten auch weniger zu thun. Die Kranken und Reconvalescenten erhielten die Kost von der Kapitäntafel; dies war das Einzige, was mir in diätetischer Hinsicht zu Gebote stand.

Eine mir noch fremde Erscheinung war in den tropischen Climates der Lichen tropicus. Zahlreiche, hochrothe kleine Knötchen, die hauptsächlich an den bedeckten Theilen des Körpers entstehen, beim Schweisse sich vermehren, bei Verkältung blass werden und zurücktreten, und unter fast unleidlichem Jucken bei Beginn des Schweisses wieder erscheinen. Starkes Kratzen erregt Entzündung und kleine Schorfe. Fieberbegleitung bemerkte ich nie, auch das plötzliche Verschwinden blieb, ausser dem Jucken, ohne Zufälle. Manche Individuen waren davon übersät. Ausser Beobachtung steter Ausdünstung erfordern sie keine andere Behandlung. Hat man die Tropen passirt, so verschwindet dieses Hautmoos. Der Seefahrer nennt es: «rothen Hund,» und sieht es bei Neu-lingen sehr gerne. Auch auf Batavia wird es als

ein gutes Zeichen angesehen, wenn der Neuangekommene sogleich damit befallen wird, er soll sich dann leicht acclimatisiren. Bei mir bewährte sich, denn ausser diesem Lichen habe ich keinen einzigen climatischen Einfluss erlitten. Er verschwand bei mir wieder auf der Heimreise, sobald wir aus der heissen Zone hinaus waren, und um die Südspitze von Afrika segelten, kam aber wieder, so lange wir zwischen den Wendekreisen fuhren. Auf meiner zweiten Reise fand ich von ihm keine Spur mehr an mir.

Gottesdienst an Bord.

Hier verehrt jeder seinen Gott auf seine eigene Weise, und keiner stört darin den andern. Der Matrose, der an den Arbeitstagen von Theer, Pech und Stangenschmier oft klebt, erscheint am Sonntage in schönen weissen Hosen und noch neuem Hemde von rother Wolle, am Halse mit einem Orangentuche, und auf dem Kopfe statt der täglichen Mütze einen runden Filz- oder Seidenhut. Ausser Bedienung des Schiffes hat er heute nichts zu thun. — Kein Glockenklang ruft zur Andacht, keine Predigerstimme erbaut das Herz — unmittelbar erschallt der Schöpfung Allmachtwort aus der Sturm bewegten Welle, und in der Abendröthe tausendfachem Purpurstrahle malt sich dessen Liebe ab, in dem saften Murmeln leicht be-

wegter Wellen, in den kühlen Abendlüftchen spricht der Vater zu den Kindern allen, alle sind sie sein, so verschieden sie auch sind; und das Stern besäete blaue Himmelsgewölbe überstrahlt an tausendfacher Pracht jeden Dom der Erde und ladet ein zur Andacht; in diesem Dome sind wir alle gleich, die Schranken blinden Wahnes sind hier aufgehoben. Kein Zwang findet hier statt; den das Herz nicht selber beten lehrt und heisst, der mag es bleiben lassen. Keiner denkt sich besser hier, denn allen steht ein gleiches Grab — die Wellen — offen. Keiner lacht den Andern aus, dass er nicht betet, so wie er; denn aus verschiedenen Ländern hat das Schicksal sie zusammengeführt, aber ein gemeinschaftliches Loos harret ihrer hier bei jeder sturmbelegten Welle. So herrscht an Bord die schönste Religionseinheit, da nur Eine Stimme von der Gottheit spricht, die Stimme der — Natur; — sie bleibt die ewig wahre.

Einfach und prunklos, ohne Kosten und Aufwand, sind auch die Leichenbegängnisse. In ein Stück Segeltuch eingenähet, mit einigen Pfund Eisen an den Füßen wird der Leichnam ins Meer versenkt, und die Beute gefräßiger Fische, während die am Lande von elenden Würmern langsam zernagt werden. «Heute an dir, morgen an mir, fahr wohl in Gottes Namen,» ist die einfache Leichenzeremonie, und der Matrose sagt:

„hat er sich nicht selbst den Himmel verdient, so ist er nicht werth, dass man ihn erst hineinbetet, ich muss mein Sach auch selbst verdienen, kein Mensch arbeitet für mich, dass ich faullenzen kann.“ —

Zurüstung zur Landung.

Unter solcher einfachen und dennoch wechselnden Einheit, unter so kleiner und dennoch genügender Gesellschaft vergingen mir 120 bis 125 Tage, abgeschieden von der übrigen Welt, und dennoch nicht ohne Lust und Freude, nicht ohne abwechselndes Vergnügen. Die Harmonie des Herzens fand sich um so leichter, da die Auswahl nicht gross war, sie war aber auch dadurch um so inniger. Erst der Abschied sagte uns, wie nah unsere Herzen an einander gefesselt waren. Nie in meinem Leben werde ich die Männer vergessen, die ich auf dieser Reise als meine Freunde kennen lernte, da noch ausserdem an die Erinnerung an sie ein wichtiges Kapitel meines Lebens geknüpft ist. Es war am 16. Februar 1829, als die Ankerkette wieder aus ihrem Tartarus heraufgewunden wurde, ein erfreuliches Zeichen für uns, dass sie nun bald wieder gebraucht werden würde. Die Anker wurden über Bord gebracht, die alten Segel abgenommen, die Masten abgeschabt und die Stangen geschmiert, die neuen Se-

gel aufgezogen, das Schiff ringsum gereinigt und angestrichen, und es stand in seinem Festschmucke da. Ein neues, freudiges Leben regte sich auf dem ganzen Schiffe, die Kajüte wurde verziert, die schwarzen Gardinen weggenommen, und reine kamen an deren Stellen. Die Laden vor den Fenstern kamen hinweg, alles, was Metall war, wurde wieder blank gemacht, und beide Kajüten sahen aus, als würden sie zu einem Festmahle hergerichtet. Jeder zog seine schmierigen Schiffskleider aus, und suchte sein lang weggelegtes Festgewand wieder hervor. Die Soldaten bemühten sich so viel als möglich, aus ihren grauen Jacken die Theer- und Pechflecken herauszubringen, damit sie zu den neuen weissen Pantalons, die während der Reise gefertigt worden waren, nicht allzu sehr abstachen, die Ränzchen wurden gepackt, Leder und Riemen frisch angestrichen, und Alles war bereit zur grossen Parade; sie wurde en Quarrée gehalten auf dem Verdecke, und mancher frühere Schmeerlapp war jetzt kaum mehr zu erkennen. Auch die Weiber hatten wieder ein weibliches Aussehen bekommen. Wasser und Lebensmittel flossen jetzt in dreifacher Gabe, Alles schaute voll gieriger Freude voraus, um zuerst das Land zu sehen. Um 7 Uhr Morgens des andern Tages erscholl endlich der allgemeine Freudenruf — Land! Wir hatten die Küste von Sumatra auf der einen, und die Küste von Java auf der andern Seite im

Gesichte, und befanden uns sonach in der Strasse Sunda. Anfangs benahm uns das trübe regnerische Wetter unsere Aussicht, jedoch gegen Mittag ward der Himmel wieder ganz klar und heiter, und mit einemmale sahen wir uns von den schönsten und lachendsten Inseln umgeben. Das so lange an Einförmigkeit gewöhnte Auge verwusste sich kaum mehr vor Freude; das schöne üppige Grün that ihm so wohl, so wohl die Ruhe auf soliden Gegenständen, da es so lange in Luftgefilden umhergeschweift. Was die Rheinparthie von Mainz bis Koblenz dem Reisenden im Kleinen darbietet, das bietet die Strasse Sunda in weit grösserer Majestät. — Während die kahlen Rheinfelsen und ihre ergrauten Ruinen nur an eine finstere Vorzeit und erstorbene Natur erinnern, lächelt uns hier ein neues, nie empfundenes Leben entgegen, und in jedem, von uns noch nie gesehenen üppigen Gesträuche und Baume sehen wir die Fülle einer blühenden Natur. Die Gefühle und Empfindungen über diesen grosserhabenen Anblick lassen sich nicht schildern, die um so höher noch gesteigert werden durch lange Einförmigkeit der Reise, und durch den Reiz der Neuheit und Ueberraschung für den, der zum erstenmal herkommt. Auffallend zeigen sich dem Fremdlinge die schlanken Cocos-Palmen mit ihren buschigen Häuptionen, die Pisange mit ihren Riesenblättern; da die Hütten, versteckt unter üppigen

Gesträuchen, und bewohnt von gelblichbraunen halbnackten Menschen, die staunend uns vom Ufer aus begafften, gleichwie wir sie; dort spritzen die Wellen hoch über eine Klippe, und warnen den kühnen Segler, sich vor ihrer Nähe zu hüten; da steht wieder ein ganz kleines Inselchen, das man glaubt, wegen seiner Nettigkeit umarmen zu müssen, worunter sich besonders der sogenannte Bouton auszeichnet; es ist ein ganz runder, kugelförmiger Felsenknopf mit üppigen Gesträuchen und Bäumen überfüllt, deren herabhängende Zweige noch von der See gespült werden, sein Umkreis beträgt kaum 150 Schritte. Eine Parthie zeigt sich schöner als die andere. Ich hatte bis Abends zu schauen genug, wo wir um 8 Uhr vor der Insel Cracatoa ankerten. Mit Tagesanbruch wurde der Anker wieder gelichtet, und wir hatten heute nicht minder, wie gestern, zu sehen. Nur die grössten aus diesen Insel-Gruppen sind bewohnt, meistens von Fischern, früher auch von Seeräubern, deren Anzahl aber seit neuerer Zeit sehr vermindert wurde, und die es nicht wohl wagen dürfen, mit ihren schlechten Fahrzeugen ein europäisches Schiff anzugreifen. Indessen möchte ich doch nicht als Schiffbrüchiger in ihre Hände fallen. So romantisch schön, einzig erhaben und grossartig diese Passage ist, so ist sie doch, und besonders beim Sturme, nicht ohne Gefahr, da man sehr leicht an Land und Klippen geworfen

werden kann. Daher wird bei Nachtzeit stets geankert. Ist der Wind gut, so hat man in 2 Tagen den Weg zurückgelegt, und Batavia erreicht, ausserdem kann man wohl bis 8 Tage herumkreuzen; wir hatten das Glück von 2 Tagen, und diese beschäftigten alle meine Sinne im höchsten Grade. Nie wird mein Auge dies herrliche Natur-Panorama vergessen, nie werde ich die Erinnerung an diese 2 merkwürdigen Tage verlieren.

Wir fuhren an Anjer und Onrust, zwei holländischen Niederlassungen, vorbei, von ersterem kamen einige javanische Fahrzeuge zu uns an Bord, hatten Früchte, Hühner, Vögel und Affen bei sich, die sie uns zum Kauf anboten. Einige Soldaten, die sich in Ostindien eine Goldquelle geträumt, aus der die Eingebornen goldene Armbänder, Ohrengehänge und dergleichen Schmuck schöpften, sahen gewaltig darein, als sie diese einfache javanische Kleidung erblickten. Mancher hätte alle seine früheren Träume darum gegeben, hätte er nur gleich wieder nach Europa zurückkehren können, er hätte gern auf die weitere Besichtigung von Java verzichtet. Der gemeine Soldat verspricht sich gewöhnlich zu viel von den Goldgruben Javas, und vergisst dabei, dass die guten Europäer in einem Jahrhundert mehr Gruben leeren, als die Natur erzeugen kann.

Die kleine Insel Onrust war ehemals nicht nur als Fort zur Bedeckung der Rhede bestimmt, son-

dern auch die erste Schiffswerfte, es ist eine recht freundliche, niedliche Insel.

Bert. Bd. XII. Verm. Ggnst. CCCXXXII. Nr. 10. liefert auch eine Abbildung von Anjer, die aber nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat.

Wie auf einem Flosse stehen hier fünf Häuschen angebaut. Da ich mich auch hier einen Tag lang aufhielt, so komme ich später noch darauf zurück.

Endlich hatten wir die Rhede erreicht, sie war bedeckt von 20 Fahrzeugen, meist europäischen, einigen amerikanischen und 2 chinesischen. Wir begrüßten sie mit 13 Kanonenschüssen, wofür zuerst das Kriegsschiff dankte, und dann die Fregatte Maria und Adriana und die Brigg Elisabeth, gleichfalls von Rotterdam, ihren Bruder Anthony bewillkomnten. — Die Segel waren gestrichen, der Anker rasselte klirrend in den Grund, und fest gemauert stand das Schiff unter seinen Landsleuten und Genossen. — Es war Mittwoch den 18. Februar Nachmittags um halb vier Uhr, als wir nach einer hundert und sechzehntägigen Seefahrt, die wir ohne Unglück, ohne mindesten Unfall vollendeten, die Anker fallen liessen auf der Rhede von Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, liegend auf der N. W. Küste derselben unter $6^{\circ} 12'$ S. B. und $102^{\circ} 1'$ O. L., nachdem unser Schiff ungefähr eine Fahrt von 4021 deutschen oder geographischen Meilen zurückgelegt

hatte. Das Wachschiff sandte uns sogleich seinen Besuch, und da wir laut Sanitäts-Attest keine Krankheit von Europa mitgebracht, auch keine Kranken an Bord hatten, so war uns die Landung unverweigert. Ich befriedigte sogleich meine Neugierde, und fuhr in der Schaluppe mit dem Officiercorps an Wall. Was ich hier alles anstaunte, bewunderte und begaffte, und erst ein Jahr später, bei meiner zweiten Landung, richtig sah, dies sey meinen hochverehrten Freunden und Lesern in der zweiten Hälfte meiner Mittheilungen dargebracht.

Die Landung.

Die Matrosen, festlich gekleidet in weisse Pantalons und Hemde, die verziert mit rothen Streifen und Bändern, um den Hals in zierliche Maschen gefaltet ein Orangenhalstuch, auf dem Kopfe eine roth sammtene Mütze, deren Bund die Nationalfarben blau, weiss, roth trug, besteigen die kleine Schaluppe, deren Sitze für das Officierpersonal mit rothem Tuche belegt sind. Hoch halten sie ihre Ruder empor, bis alles eingestiegen, und patsch! lassen sie dieselben nieder, man stösst ab, und rudert dem Walle zu. Die Rhede wimmelt von kleinern und grössern Nachen aller Art, von Booten und Kanoos; die leichte Schaluppe schaukelt über die Wellen hin, die manch-

mal mit leichtem Gezische heraufspritzen, taktisch geht der Ruderschlag. Das Auge schaut mit unbezwingbarer Neugierde vorwärts nach dem von Gesträuchen und Bäumen mannigfach bedeckten Strande, die Phantasie müht sich mit emsiger Geschäftigkeit ein Bild zu formen von dem, was da kommen soll. — So sass auch ich, vertieft in Gedanken vorwärts schauend, als mit Warnungsstimme mir mein guter, alter Kapitän zurief: die Frackspitze hängt über Bord, herein damit, wenn Sie nicht von einem Kaiman (*Lacerta Alligator*, siehe Bert. Bd. IV. Amphib. XIV Nr. 14, fig. 1, amerikanisches Krokodill; diese Abbildung ist ganz ähnlich dem javanischen K.) wollen aufgefressen seyn. Dies war mir eben so neu als unwillkommen, und ich fragte um nähere Belehrung hierüber; mit freundlich belehrender Miene erzählte er: Es war im Jahre 1826 als auch ein Cadette von Europa kommend sich ausschiffte, seinen Rock über die Schaluppe heraus hängen liess, den ein Kaiman fasste, und ehe man sichs versah, den keinen Widerstand leistenden jungen Menschen aus der Schaluppe zog, und mit ihm untertauchte. Keine Spur ward mehr von diesem Unglücklichen gefunden. — Ich hatte zu grosse Freundschaft und zu hohes Vertrauen für meinen Kapitän gewonnen, um direkte diese Erzählung zu bezweifeln, hatte aber noch nicht ganz Lust sie als unfehlbar wahr anzunehmen;

doch da ich später einen Marinen - Lieutenant kennen lernte, der ein ähnliches Schicksal hätte haben können, wenn nicht zum Glücke für ihn die Schaluppenruderer mit ihren Riemen (Ruder) der Bestie einen so derben Schlag auf den Kopf versetzt hätten, dass sie ihre Beute wieder fahren liess. Der Kaiman hatte mit den Zähnen den rechten Arm erfasst, und die Aufhebemuskeln desselben zerrissen, und auf der linken Schulter blieben die Spuren der Krallen zurück. Der Officier ward Invalide, ging in seine Vaterstadt Dortrecht zurück, wo ich ihn $\frac{5}{4}$ Jahr später wieder traf. — Jetzt erst glaubte und dankte ich meinem Kapitän, und als ich später bei öfterm Hin- und Wiederfahren vom Walle an Bord und von Bord an Wall selbst solche lebenswürdige Geschöpfe wie Baumstämme auf dem Wasser liegen sah, zweifelte ich keinen Augenblick mehr an der Möglichkeit solchen Raubes.

Endlich waren wir am Lande angekommen, ich überliess mich für heute meinem Freunde, dem Lieutenant, der früher schon 3 Jahre hier und der Landessitte und Sprache kundig war. Aus der Schaluppe heraus stiegen wir wieder in die Miethkutsche, die hier immer bereit stehen. Meinem Freunde liefen die muntern Javaner nicht schnell genug, die Sehnsucht trieb ihn, seine alten Bekannten wieder zu sehen; doch mir liefen sie zu rasch, und die fremden, noch nie gesehe-

nen Gestalten, flogen an mir vorbei, bevor ich sie betrachten konnte; ich hatte tausend Fragen an meinen Begleiter, gleich einem Kinde, das man in eine Bude mit Spielwaaren führt, es greift nach allem, und lässt das eine wieder fallen, während dem es das andere ergreift, und hat am Ende vor lauter Menge gar nichts erhascht; so ging es auch mir, und ich darf wohl sagen: ich sah vor lauter Sehen nichts. Mir kam es vor wie ein lebhafter Traum; während mich die indischen Erscheinungen in die asiatische Inselwelt versetzten, erinnerten mich die europäischen Gestalten wieder an das Heimathland; bunt trieben sich diese beiden Welten durcheinander, wie versteinert stand ich da, und schaute; wie um einen Betrunknen die Gegenstände herumlaufen, so liefen sie auch um mich herum; ein Bild verdrängte das andere von meinen Blicken; ich glaubte alle meine Freunde und Bekannte aus dem Heimathlande herrufen zu müssen, um mit mir zu sehen und zu staunen; aber da sagten mir die fremden Gestalten, dass mein Heimathland weit, weit hinter mir liege; — mich erfasste kalter Schauer, wenn ich die Meeresfläche überdachte, die mich von meinem Vaterlande getrennt, — zwischen hier und dort liegen einige tausend Meilen, die ein schwankendes Schiff durchlaufen muss. — Freude, Lust, Sehnsucht, Schmerz, Staunen, Bewunderung, alles trieb sich so durch einander,

dass ich ermattet, wie aus einem lebhaften Traume erwachte. Wäre ich nur 4 Tage hier gewesen, ich könnte meinen Freunden wenig mittheilen; doch da ich so viele Monate hier verweilte, so hatte ich Zeit genug, jedes Einzelne zu betrachten. Wollen meine geneigten Leser mir folgen, so will ich Sie, so weit ich bekannt geworden, auf Batavia, Buitenzorg und Anjer herumführen.

B a t a v i a .

Man macht sich von dieser Stadt allerlei Bilder und Formen, nach europäischem Muster genommen, man denkt sich Wälle, Mauern, Thore, Kirchthürme, grosse Palläste und Gebäude, und sieht von diesem Allem nichts. Ist man aus der Schaluppe gestiegen, so setzt man sich in eine Miethkutsche, und bezahlt für den halben Tag, wie für eine Viertelstunde, 3 Fl., ein gelbbrauner Javaner oder Malayer kutschirt, wohin man verlangt. Zu Fuss zu gehen fällt wegen der Hitze zu beschwerlich, und für den Europäer ist solches zu erniedrigend. Man fährt nun durch einige wenig bewohnte Gassen, an halb und ganz zerfallenen Häusern hin, sieht hie und da einige Chinesen in ihren Werkstätten arbeiten, oder in ihren Kramläden schachern, begegnet da und dort einem halb gekleideten Eingebornen, da einer Miethkutsche, dort einem Karren von Büffeln ge-

zogen, und wartet immer noch auf die Stadt Batavia, die man bereits schon halb im Rücken hat. Da wegen der Ausmündung des Flusses die Stadt hier angelegt worden, man aber in der Folge diesen Platz wegen der zu nahen Ausdünstung des schlammigen Seestrandes für ungesund hielt, so zog man sich allmählig tiefer landeinwärts, demolirte zum Theil die Häuser, um den übrigen freieren Luftzug zu verschaffen, theils liess man sie leer stehen, und gegenwärtig sind nur die wenigsten von Chinesen, einigen ärmlichen Ueberresten der Portugiesen, von Inländern und einigen Amboinesen bewohnt, und die meisten sind zu Packhäusern und Magazinen benützt. Hat man dieses ehemalige, nun zerfallene Batavia im Rücken, so wird man auf's Angenehmste überrascht durch Molenvliet. Links ein schöner Canal mit Alleen, rechts zierliche Häuser mit Gartenanlagen, sie stehen weit und luftig auseinander, mit einer Terrasse oder Vorplatz und einer bedeckten Gallerie, Viranda, die eben so gut möblirt ist, wie die Zimmer selbst. Hinter dem Hause befindet sich eine gleiche Gallerie oder Gartenanlage. Des Abends sieht man die Bewohner des Hauses in diesem Vorplatze beisammen sitzen; die Herren haben sämmtlich ihre Cigarren im Munde und die gelbbraunen Creolen ihre Theetassen in Händen, und ihr dunkles Teint hebt noch mehr das schneeweisse, französisch geschnittne Kleid hervor, und

wirft noch mehr Licht auf ihre europäische Nachbarin. Männliche und weibliche Bedienten sind beschäftigt um die Herrschaften. Der Canal ist belebt von mancherlei indischen Nachen, Gras-, Butter-, Milch- und Früchte-Verkäufern, Landleuten und Chinesen. Des Morgens wimmelt er von hundert Badenden, Männer, Frauen, Knaben, Mädchen, Büffel, Pferde, Rinder, Schweine, Ziegen treiben sich bunt durcheinander. Der Weg staubt von leichten Bendies (Phaetons) Kaleschen, Kutschen u. s. w. mit ein bis vier Pferden bespannt, man fährt nach den Bureaus, Comptoirs, Magazinen und Kaufläden. Da fährt langsam daher ein Badattikarren mit ein Paar Büffeln bespannt, und aus ihm heraus, wie unter einem Hausdache, guckt der javan. Landmann. Mit beginnender Mittagssonne nimmt das Gewühl allmählig ab, die Hitze treibt alles in die Häuser, nur der Hausierchinese stört die Stille des Tages hie und da noch, der einen Sonnenschirm, Payong, über seinem Kopfe haltend, in der andern Hand eine Art Klapper, Klontong, hat, mit der er seine Gegenwart ankündet, hinter ihm wankt sein Sklave oder Knecht unter der drückenden Last, die an einem langen Bambusstabe auf den beiden Seiten hinunter hängt.

Der Tagelöhner, Kuli, kommt jetzt mit zwei grossen Giesskannen, den Strassenstaub wegspritzend. — Am Ende von Molenvliet präsentirt

sich rechts das schöne Harmonie - Gebäude, die breite Strasse führt nach dem Koningsplein, und die schmälere links nach Weltevreden; rechts am Canal zieht sich Ryswyk hin, und links Nordwyk; in erstem prangt das schöne Hotel des General-Gouverneurs und manch anderes schöne Gebäude; letzteres bietet mehr ländliche Wohnungen von Kaufleuten und Beamten dar. Die Strassen sind nicht minder belebt. Man hat jetzt ungefähr $2\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt, und kommt nun nach Weltevreden, das man planmässiger zu einem neuen Batavia angelegt hat, daher die Häuserreihen symmetrisch geordnet. Von allen Gebäuden zeichnet sich hier mit europäischer Baupracht aus: das königl. Schloss mit einem herrlichen grossen Exercierplatz, umgeben mit Alleen; die neue katholische Kirche; die Kasernen; die Officiers - Wohnungen; das Militärspital; das Liebhabertheater u. s. w. So haben sich diese ehemaligen Ortschaften nach und nach zu einem Ganzen vereint, und sind jetzt gleichsam zu betrachten als Stadtviertel des neuen Batavias, in dem Prachtgebäude nach europäischem Style, mit niedlichen Gartenhäusern und asiatischen Wohnungen mannigfach wechseln, und beide Erdtheile scheinen sich hier gleichsam zu vereinen zu einem gefälligen Ganzen, das den Fremdling angenehm überrascht, und dem Bewohner die verschiedenartigsten Genüsse darbietet.

Haben wir nun flüchtig die Stadt besehen, so wollen wir uns auch mit ihren mannigfachen Bewohnern bekannt machen; und zwar vor allem mit unsern Landsleuten, mit dem

Europäer auf Java.

Der Mensch kann, wie die Erfahrung nachgewiesen, unter allen Klimaten leben, er kann die Kälte der Polarländer eben so gut ertragen, wie die Hitze der Tropen; aber zu Grunde müsste er gehen, würde er plötzlich von einem in das andere versetzt; nur der allmähliche Uebergang ist's, was es ihm erträglich macht. Wohl nimmt man als Grundregel an, dass man sich in fremden Zonen nach den Sitten und Gebräuchen des Landes richten müsse; dies mag seine Anwendung finden einigermassen in Wohnung und Kleidung, weniger schon im Essen und Trinken. Mir wurde als Neuling angerathen, mich nach ältern Europäern zu richten, um leicht und ohne Gefahr zu acclimatisiren; doch da der Eine mir dieses, der Andere jenes anrieth und verwarf, und alles, was ihm nicht mundete, für schädlich hielt, so überliess ich mich der Natur, die überall die beste Führerin ist, sie gibt dem Thiere den Instinkt, der oft sicherer leitet, als die grübelnde Vernunft des Menschen. Ich ass alles, was mir schmeckte, hörte aber auf, wenn ich noch einige Lust dar-

nach fühlte; ass, wenn mich hungerte, trank, wenn mich durstete, und ich blieb dabei frisch und gesund. Wer krank werden will, darf nur recht viele um Rath fragen, wie er seine Gesundheit am besten erhalten kann. Genaue Beobachtung seiner eigenen Individualität und aller und jeder Aeusserung fremder Einflüsse auf dieselbe, Mässigung in allen und jeden Genüssen, langsamer Uebergang zu den herrschenden Sitten und Gebräuchen sind die vorzüglichsten Momente, die derjenige nicht aus dem Auge lassen darf, der in einer fremden Zone leicht angewöhnen will.

Der Soldat glaubt sich nun am Lande für alle Entbehrungen an Bord mit einemmale schadlos halten, und die während der Reise gutgemachte Löhnung durchjagen zu müssen. Die ungewohnte Hitze reizt fortwährend seinen Durst, er hat schon viel von Arac de Batavia gehört, er will ihn sich jetzt recht schmecken lassen; auch die saftreichen Früchte munden ihm gut; hiemit überfüllt er sich den Magen, der Rausch vermehrt seinen Durst, jetzt greift er zur Wasserflasche, und der erste Impuls zu Störungen in den Verdauungs-Organen ist gegeben, dazu setzt er sich in den kühleren Nächten noch der Zugluft aus, und der zweite Factor, Erkältung, ruft nun die so gefürchtete Diarrhoea biliosa hervor. Es klingt sonderbar, und dennoch ist es wahr, dass man sich nirgends mehr vor Erkältung zu hüten

hat, als gerade in heissen Ländern. So sehr auch die Leute vor allen schädlichen Einflüssen gewarnt und zur Mässigkeit ermahnt werden, so füllen sie doch gar bald mehr die Spitäler, als Kasernen, und man schreibt dem Klimate zu, was lediglich auf Rechnung des Individuums zu schreiben ist. Einen zweiten Anlass zum Uebergenuß nach langer Entbehrung geben die Schönen Javas, die ihre Reize mehr sehen als errathen lassen, da ihnen das heisse Klima jede europäische Körperbedeckung unerträglich macht. Doch der an diesen natürlichen Anblick nicht gewöhnte Neuling, in dessen Vaterstadt es schon Schande ist mit blossen Füßen zu gehen, findet sich sonderbar davon ergriffen. — Der sonst so genügsame Javane hat durch die Europäer manches Bedürfniss kennen gelernt, und als das erste Mittel zur Befriedigung derselben, das Geld, — und was früher das Naturkind nur um Liebe umtauschte, das verkauft es jetzt an den Europäer. — Ob der Gewinn, den man so oft bei diesem Kaufe macht, javanesischen oder europäischen Ursprunges ist, will ich nicht entscheiden, um keinem zu nahe zu treten; — aber dass es gute Wurzel gefasst und hundertfältig Früchte trägt, bewiesen mir viele unserer Soldaten, die ich nach wenigen Tagen bei meinen Spitalbesuchen traf.

Hat man durch mässigen Genuss und allmählichen Uebergang zur neuen Lebensweise seine Ge-

sundheit ungestört erhalten, hat man so acclimatisirt, so kann man ein so hohes Alter wie in seinem Vaterlande selbst erreichen. Ich habe 60jährige Greise gesehen, die noch sehr lebhaft waren, und die ihre indische Heimath nicht mehr mit dem europäischen Vaterlande vertauschen mochten. Wer daher Batavia für das Grab der Europäer hält, der sieht bloss die Folgen, nicht aber die Ursachen hievon.

Je länger der Europäer auf Java ist, desto mehr wächst sein Vermögen und mit diesem auch der Luxus, hat er sich vor 6 Jahren mit 2 Sklaven oder Dienstboten begnügen können, so bedarf er jetzt deren schon 12, eben so geht es ihm auch mit den Pferden. Wollen wir nun einige Europäer besuchen, die durch die Zeit ihr Schäflein schon ins Trockene gebracht haben, und weniger, als früher, sich um die Bureau- oder Comptoirs-Stunden zu bekümmern haben. Das Wohnhaus, gewöhnlich nur ein Stockwerk hoch, leicht und lüftig gebaut, umgeben schöne Gartenanlagen, beschatten hohe dichtblättrige Bäume. Das Dach bildet einen Vorsprung, beschattet die Gallerie, und ruht auf den Pfeilern derselben; ein solcher Porticus romana findet sich an jedem Hause vor- und rückwärts. Diese Gallerie ist eben so gut wie die Zimmer möblirt, Kanapees, Stühle,

Tische, Bilder, Kronleuchter zieren sie um so stattlicher, je mehr der Eigenthümer dafür zu verschwenden hat. Mitten durch's Haus führt ein ebenfalls möblirter Gang zu der hintern Gallerie, rechts und links des Ganges sind die Wohn- und Schlafkabinette, Arbeitszimmerchen u. dgl., Küche, Wohnung der Domestiquen, Stallung sind in Nebengebäuden angebracht. Das Möblement ist europäisch-asiatisch, der betriebsame und geschäftige Chinese kann aus Mangel des Unterrichts bloß nur europäische Kunst nachäffen, und wo aus gleichem Material der europäische Künstler die schönsten Schnitzwerke bilden würde, da entsteht beim Chinesen nur plumptes Unding, sey es von Holz oder Metallstoffen; einige äusserst feine Goldarbeiten ausgenommen. So vermessen wir bei aller Pracht und allem Luxus den europäischen Schreiner und Tapezierer in den Zimmern. Die von Europa kommenden Möbels und musikalischen Instrumente leiden oft sehr durch die lange Reise. Es wird noch lange Jahrhunderte dauern, bis die Europäer nicht bloß mehr nach den Colonien gehen, um den Geldbeutel dort zu füllen, und dann wieder zurückzukehren. Es liessen sich Literatur, Künste und Gewerbe in Indien eben so leicht einführen, als in Teutschland gleiche Gesetzgebung, gleiche Münze, gleiches Maass, Gewicht u. s. w., würde nicht das Interesse Einzelner, sondern bloß das der Gesamt-

heit berücksichtigt. Neben den europäischen Möbeln sehen wir auch japan. Lackarbeiten, Arbeitstische, Stühle, Theeplatten mit Zugehör etc., deren Perlenmutterglanz das Auge täuscht, als wären diese Dinge alle eingelegt, nur Schade, dass die Figuren und Zeichnungen darauf noch aus der Wiege der Kunst stammen. Vergebens bemühten sich bis jetzt die Europäer die Bereitung dieses Lackes von den Japanesen zu erspähen. Die Zimmer sind sehr hoch, theils mit chinesischen Tapeten, theils bloß ausgemalt, der Fussboden mit zierlich geflochtenen Matten belegt, in welcher Arbeit die Javanen sich auszeichnen; Kommoden, Schränke u. dgl. sind geziert mit Vasen von Krystall oder chines. Porcellan, und so gibt diess bunte Gemenge europäischen und asiatischen Luxus einen imposanten Anblick, und man glaubt sich feenartig bald in den einen, bald in den andern Erdtheil versetzt. In den Schlafzimmern erblicken wir eine Bettstelle, die eben so breit als lang ist, sie ist rings umhangen mit Gardinen von Flor oder Gaze, um den Musquittos den Eintritt zu verwehren, gewöhnlich steht sie auch noch von jeder Ward isolirt, und mit den Füßen im Wasser, um die kleinen, winzigen Ameisen und anderes lästige Ungeziefer der Tropenländer abzuhalten. Machen wir die Gardinen auf, so sehen wir bloß eine feste Matratze mit weissem Betttuche belegt, ein Paar Kopfkis-

sen, auch ziemlich festgestopft, eine leichte, nicht wattirte kattune oder weisse Decke, die nur selten gebraucht wird, und ein länglich rundes, walzenähnliches Kissen, das zwischen die Schenkel genommen wird, damit diese sich nicht drücken oder reiben, und das zugleich auch den Unterleib warm erhält, während Brust und Arme unbedeckt bleiben. Der Fussboden ist ebenfalls mit Matten belegt. So das Wohnhaus. Nun zu den Bewohnern. Ihre Tagesordnung ist sich im Ganzen bei allen Ständen so ziemlich gleich. Des Morgens steht man sehr früh auf, um die schönen kühlen Morgenstunden zu geniessen, entweder zum Vergnügen oder zur Arbeit, je nachdem es die Geschäfte oder vielmehr die Kasse erlaubt. Jahr aus Jahr ein geht die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter; mit nur sehr kurzer Dämmerung. Gewöhnlich um 5 Uhr kommt man aus seinem Schlafgemach in einen Sarong und Kabai gekleidet; dieser Sarong besteht meistens aus Zitz oder Kattun, ist in Form eines weiten Sackes zusammengenäht ohne Boden, oder vielmehr ein Weiberrock ohne Falten, überall gleichweit, in diesen schlüpft man hinein, schlägt ihn von vorne in ein Paar Falten, dass er fest an den Hüften aufschliesst, stülpt ihn von oben um, oder macht ihn mit einem Gürtel um die Lende fest; die Kabai ist eine einfache weisse oder farbige Jacke von Kattun, in Form eines kurzen Schlaf-

rockes. Dies ist die Nachtkleidung für Männer und Frauen, in solcher kommt man aus dem Schlafgemach, die blossen Füße in leichte Pantoffeln oder Sandalen gesteckt. Hemde, Strümpfe, Unterkleider u. s. w. hat man jetzt noch nicht an, es wäre viel zu lästig. In diesem Anzuge nun wandelt man ein paarmal in der Morgengallerie auf und nieder, ruft dabei einigemale auf malayisch: «Sapa situ»! «Heh da»! worauf dann endlich ein Sklave oder Sklavin, den Schlaf sich noch aus den Augen reibend, herbeischleicht. «Minta Koffai»! oder Thee, Tjokola; bring mir Kaffee, oder Thee, Chokolade. — Der Bediente geht, bringt es stillschweigend, und steckt seinem Herrn zugleich auch eine glimmende Cigarre in den Mund. Inzwischen erwartet die Dienerschaft ihre weitem Befehle, die sie wegen der Alltäglichkeit auswendig weiss, und für diesen Fall hat daher der Sklave schon einen frischen Sarong und Kabai in Bereitschaft, erwartend, dass da kommen wird: «Mahu mandi»! — ich will mich baden. — Hiezu sind eigene Badehäuser an Flüssen oder Kanälen, wo man solche an der Wohnung vorbeileiten kann, gebaut, wo nicht, so badet man sich in Wannen.

Aus dem Bade gekommen und sich wohlbe- findend, setzt man sich nun zum Frühstück. Es besteht halb aus europäischen, halb aus inländi- schen Gerichten. Die vornehmsten derselben sind

Nassi, Kerry, Sambal, gebratene Fische, etwas Schinken, oder kalten Braten, Carbonaden, Beefsteak, Eier oder Eierkuchen. Nassi heisst, der trocken gekochte Reis, zu ihm isst man Kerry und Sambal, ersterer ist gewöhnlich bereitet aus Kokusnuss und Kurkuma mit etwas Fisch oder Hühnerfleisch; letzterer besteht gewöhnlich aus spanischem Pfeffer, Zitronen und gestampften Chalotten; eine andere Zuspeise zum Reis ist der Trobo — eingelegte Fische — und der Dingding — kleine Stückchen Büffel- oder Hirschfleisch, die gesalzen, an der Sonne getrocknet und so dann gebraten werden. Bei diesem Dejeuner, das manchmal aus 12 Gerichten besteht, wird Thee, Kaffee, rother Wein mit Wasser, Rheinwein mit Selterswasser oder englisches oder brabantier Bier getrunken. Nachdem man so recht gemächlich das Frühstück zu Leibe genommen hat, wobei zu bemerken, dass man von allem nur wenig geniesst, so kleidet man sich an, und der Kaufmann lässt sich in seinen Laden oder Comptoir, der Beamte auf sein Bureau fahren. Das Ankleiden gehört bei manchem zu den mühsamsten Tagesverrichtungen, und wohl in keinem Lande gewöhnt man sich leichter an Gemächlichkeit, als in Indien. Der gemächliche Altgast, so nennt man denjenigen, der schon ziemlich lange hier ist, lässt sich bei diesem Geschäfte gewöhnlich von vier Händen bedienen, ist er noch unverheirathet, von

weiblichen, im Gegentheile von männlichen. Alles geht langsam und a tempo; man zieht die Kabai aus, und lässt sich das Hemde umwerfen, streckt seine Beine hin, und lässt sie in Strümpfe und Unterhosen stecken, zieht letztere an sich, und lässt den Sarong fallen; nun lässt man sich die weissen Pantalons herhalten, und steckt die Beine mit Vorsicht darein, damit die Glätte des Bögelstahles nicht gebrochen wird, lässt sich darauf die Schuhe oder Halbstiefel anziehen, das Halstuch umbinden, schlüpft in die weisse Weste und weisse Jacke hinein, setzt eine Kappe mit grossem Schilde auf, und der Morgenanzug ist fertig. Jetzt lässt man sich noch ein Paar Cigarren in die Taschen und eine glimmende in den Mund stecken, und auf den Ruf: « Pagi caretta », fährt der Wagen vor, ein Junge hält einen Payong *), — Son-

*) Diese Sonnenschirme sind von gefärbtem Papier, das mit Oel getränkt auch gegen den Regen schützt. Während bei unsern Regenschirmen die Schienen von Fischbein oder Rohr sind, sind sie hier von gespaltenem Bambus und in sehr grosser Anzahl vorhanden, da jede Schiene an der Peripherie des Daches nicht weiter als 2—3 Zoll auseinander steht. Das Ganze ist ohne allen Draht, blos mit Ananasfaden und zierlich verschlungener Seide so sorgfältig und künstlich zusammengesetzt, dass es sich beim Schliessen in die ebenmässigsten, gleichförmigsten Falten legt, und so zusammengelegt mehr das Ansehen eines Kolben oder dicken Stockes,

nenschirm, — über das herrschaftliche Haupt und stellt sich hinten auf den leichten Wagen, den Sonnenschirm stets über den Kopf seines Herrn haltend, der mehr im Wagen liegt, oder lehnt, «Djalang kras! buhru! buhru! bebunieh lah»! — Fahr stark! Gallopir! Knall mit der Peitsche! diess ist das Kommando an den Kutscher, und je schneller man den Kaufmann fahren sieht, desto wichtiger beurtheilt man seine Börsengeschäfte.

Lassen wir nun die Herren auf ihren Bureaus, und wenden wir uns an die Damen-Toilette. — Hievon, meine holden Leserinnen, kann ich nicht so sehr als Augenzeuge erzählen, wie von der männlichen, so gern ich es auch wollte. Ich habe hierein mehr verstohlene, als erlaubte Blicke geworfen, und that es allein nur in der Absicht, Ihnen, meine Schönen, auch einen interessanten Paragraph mitzubringen aus meinem Tagebuch; mein eigenes Interesse erstreckte sich dabei erst für mein künftiges zweites Ich. Mit Sarong, Kabai und Pantoffel, gleich den Männern, kommen auch die Frauen aus dem Schlafgemach, setzen sich zum Kaffee, und wo Familie ist, dieselbe um sich herum, jedes Kind hat seine Wärterin. Sieht man die liebe Jugend munter und frisch um sich ver-

als das eines Regendaches hat. Manche meiner Leser erinnern sich, bei meinen mitgebrachten Gegenständen auch so einen Payong gesehen zu haben.

sammelt, schmeckt der Kaffee noch so gut. Die Kinder erhalten Milch und Reiskuchen. Ist das Frühstück vorbei, werden die Kleinen von ihren Mägden gebadet und angekleidet, während inzwischen auch Mama ins Bad steigt, und von diesem den Morgenanzug ordnet. Der Kopf ist bloß gekämmt, und die Haare einstweilen für den Nachmittag gerollt. Ein weißes battist oder kattunenes Oberkleid, mit einigen Garnirungen verziert, bedeckt alles Uebrige, was darunter ist, und so dünn und leicht es auch ist, so drangen meine Blicke doch nicht durch, und es läßt sich hier mehr errathen, als gewiss wissen. —

In diesem Morgenanzuge, der die Anwesenheit des Schnürmieders noch nicht verräth, ordnet die emsige Hausfrau die Arbeit der Diener. Der Koch kommt, erwartet die Tafelordre, erhält Geld auf den Markt, legt seine gestrige Rechnung ab, und zeigt, wenn er zurück kommt, die eingekauften Gegenstände. Die weiblichen Individuen erhalten ihre Arbeit am Näh- oder Bögel-Tische, und wo noch kleine Kinder sind, gibt es alle Tage zu waschen. Der Hausknecht und die Hausmagd besorgen die Reinigung der Gallerien, Gänge und Zimmer, der Lampen, Kronleuchter und anderer Metall-Meubels, die öfters Putzen und Poliren bedürfen. — Jetzt kommen Haussierchinesen und bieten dies und jenes zum Kaufe an; da kommen Früchte-, Gemüse- und Hühner-Händler, und

bringen die Waaren eben so gut ins Haus, als man sie auf dem Markte haben kann; so tragen auch die Chinesen Rind- und Schweinefleisch herum, schneiden die delikatesten Karbonaden, Beefsteaks heraus, und machen sie auf ihrer kleinen tragbaren Fleischbank sogleich zurecht, dass der Koch sie nur auf den Rost legen darf. — Jede Bezahlung für die Haushaltung geht durch die Hand der Frau, und da gibt es alle Tage eine kleine Beschäftigung in den Geldsäcken, die sehr gross sind, da sie Kupfer enthalten. — Um dem gutmüthigen Javaner recht viel Geld geben zu können, bezahlt man ihn in Kupfer und tauscht dafür sein Gold und Silber ein. — So Befehle gebend und nachsehend, ob sie richtig vollzogen werden, geht der sorgsamen Hausfrau der Vormittag rasch vorüber, und die drückende Mittags-hitze nöthigt auch sie zum Bettanzuge und zum Schlafe. Nach diesem geht man wieder ins Bad, und darauf an die Toilette, diese wird jetzt sorgsamer gemacht, um in diesem Anzuge Visiten zu machen und annehmen zu können. Sie ist sämtlich entlehnt aus dem Journal des Dames et des Modes, nur mit dem Unterschiede, dass daraus blos die leichtesten Sommer-Costums können ausgewählt werden, welche Auswahl dann so lange in der Mode bleibt, bis das Journal wieder eine andere für das heisse Clima erträgliche liefert. Da nichts mehr dem Wechsel unterworfen ist, als

gerade das Modejournal der Damen, da sich darum wenige Kaufleute und Spekulanten interessieren, da es keine Putz- und Mode-Arbeiterinnen, wie bei uns, gibt: so sind Mode- und Galanterie-Waaren für Damen oft sehr theuer, und manchmal kaum zum Bezahlen, und die Damen kommen oft in die Gelegenheit, Spitzen, Bindel, Till, Gaze u. dgl. zehn bis fünfzehnmal theurer bezahlen zu müssen, als im Mutterlande. Kommt daher eine neu angekommene Europäerin in die ersten Harmonie- oder Abendgesellschaften, so wird sie als lebendes Modejournal allgemein betrachtet, beguckt und bewundert, und von mancher bräunlichen Creolin beneidet um das schöne Tillkleid, um den schönen Schleier, und von ihr an Gold und Brillanten überstrahlt, um etwas zu zeigen, das die Europäerin noch nicht hat. Was in Europa vor 4 und 5 Jahren Sommermode war, das findet man oftmals hier noch ganz neu und nach der ersten Mode, bis eine bessere Auswahl sie zur zweiten macht. Da die Abende und Nächte, in denen man von den Besuchen nach Hause fährt, im Vergleiche mit der Tageshitze oft sehr kühl sind, so kann man in solchen Fällen auch einen dicken Shawl oder wohl gar einen leichten Mantel brauchen. — Der Kopfputz ist einfach, fünf bis sechs Locken vom eigenen Haare bekleiden Schläfe und Stirne, und lebende Blumen stecken in ihnen und um den geschlungenen Zopf, aus dem auch hie

und da ein Diamant strahlt, und mit denen in den Ohrgehängen wetteifert; den blossen Nacken umgibt ein leichter zierlicher Halsschmuck von Perlen, Gold oder Steinen; alle zehn Finger stecken voll mit Ringen; statt der Braceletten umwindet den Vorderarm eine Schlange, massiv von Gold, deren Augen von Rubin und deren Kopfkronen von Diamant ist; statt der Busenschleife umgibt den schlanken Leib ein künstlicher Gürtel von Gold, verziert mit blinkenden Steinen. — In solch precioser Ueberladung gefallen sich besonders die Lipplappen, so nennt man die Abkömmlinge von europäischen Vätern und indischen Müttern, und bilden sich nicht wenig darauf ein, hiemit eine Europäerin überstrahlen zu können, während dem sie aber doch zugleich auch nach ihrem schönen Kleide mit neidischen Blicken schielt.

Habe ich Ihnen, meine holden Freundinnen, mit diesem Paragraph aus meinem Tagebuche einigermaßen entsprochen, so kann ich vielleicht noch manche andere in der Folge für Sie finden. Inzwischen ist der Mann von seinen Geschäften nach Hause gekommen, die Hitze nöthigt ihn zum Nachmittagsschlaf, und ich will ihn nun in Schlaf wiegen sehen.

Um 10 Uhr beginnt die Hitze, steigt bis 1 Uhr, und wird erst gegen 4 Uhr wieder erträglich; diese Zeit wird meistentheils verschlafen. Selten dass ein Zimmer des Hauses so kühl bleibt,

dass man während dieser Zeit ohne Schweiss arbeiten könnte. Selbst der Javaner flüchtet sich jetzt in seine beschatteten Wohnungen, und auch der Tagelöhner und Sklave ruht ein Paar Stunden aus. Mancher alte Junggeselle hat schon zu viel im Schweisse seines Angesichtes gearbeitet, und es fällt ihm oft schwer, in einen erquickenden Schlummer zu fallen, trotz des ermüdeten und ermatteten Körpers. In solchen Fällen kommen seine Kammerfrauen, ihn durch eigene Manoeuvres in magnetischen Schlummer zu manipuliren, und je gelehriger und erfindungsreicher diese Magnetiseurs sind, desto besser werden sie bezahlt. Man beginnt, und steigt gradatim, mit Pidjit, d. i. Arme, Beine, Rücken, Lenden, Hals und Kopf sachte zu drücken; dann Sapu-sapu, mit der flachen Hand sachte den Körper zu reiben; Gosok-gosok, mit warmen Tüchern zu reiben; Tombok, sachte mit der Faust zu stampfen; Tjowit, sachte die Haut zu kneipen; Ramas, die Finger zu ziehen, bis sie knacken u. s. w. So blos nur in Schlummer, nicht aber bis zum Somnambulismus gebracht, schläft man einige Stunden ruhig fort bis 4 Uhr. Jetzt steigt man wieder ins Bad, kleidet sich vom Kopf bis zum Fusse in frische Wäsche, die die Sonne weisser als Schnee bleicht, und die ungemein reinlich gewaschen, gebögelt und gebrochen wird, wie ich sie noch nirgend so rein fand, und geht jetzt zum Dinér in der Gallerie, die an den Garten

grenzt, um das Auge und die Nase eben so gut wie den Magen zu sättigen. Selten beginnt die Suppe, ihre Stelle nimmt der Reis mit Kerry und Sambal ein; man hält dies weit gesunder, da die würzigen Zusätze auf angenehme prickelnde Weise den Magen reizen, während die warme Suppe ihn nur noch mehr erschlaffen würde; Rindfleisch, Schweinefleisch, Hühner, Vögel, Fische auf verschiedene Weise zugerichtet und mit Gemüsen und Saucen hinlänglich begleitet; europäische Schinken, geräuchertes und gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, womit die Schiffe immer reichlich versehen sind, Salami; europäisches gedörrtes Obst, als Zwetschgen, Aepfel, Birnen, das auf Java nicht fortkommt, holländische Butter und Käse, ostindische Früchte, gekocht und frisch, füllen die Tafel. Die meisten Speisen werden zugleich auf die Tafel gestellt, in schönem, weissem Porcellain und nur in kleinen Portionen, und reizen so Geruch und Geschmack, und das Leckermaul weiss nicht, wonach es zuerst greifen soll, und häuft den Genuss, indem es Indisches und Europäisches durcheinander mengt. Die Tafel wird reichlich durch männliche und weibliche Individuen bedient, und man ist nicht gezwungen zu warten, bis dies oder jenes servirt wird, sondern die 20 bis 24 Schüsseln stehen deswegen da, dass Jedermann nach Belieben davon wählen soll. Bei jedem gedecke steht auch noch eine kleine Krystall- oder

Porzellainvase mit frischem Wasser, um Hände und Mund öfters zu reinigen und zu erfrischen. Die Speisen fand ich durchaus schmackhaft zugerichtet und sehr reinlich aufgetragen. Backwerke von Mehl, Reis, Conditoreien u. dgl. verstehen einige javanische Köche und Köchinnen ebenfalls nachzumachen. Es muss ein sehr verzärtelter Magen seyn, dem diese asiatisch-europäische Küche nicht behagt, der nur sich sättigen kann an seinen Provincial-Klösen, Nudeln, Suppen u. dgl.

In einigen Häusern wird schon um 12 Uhr Mittag gegessen. Die Damen entfernen sich gewöhnlich auf englische Weise, und die Herren lassen nach Tische die Weinflasche herumgehen, rauchen eine Cigarre oder aus der Hoka, deren Rohr elastisch gewunden und so eingerichtet ist, dass der Rauch vorerst durch kaltes Wasser ziehen muss; man legt sich dabei bequem in den Armstuhl, und lässt sich noch einen zweiten herbeibringen, um auch die Füße darauf zu legen, trinkt und politisirt so lange fort, bis endlich die Augenlieder zu und man in Schlaf fällt, wozu die Hitze das Wiegenlied singt. Heilige Stille herrscht jetzt im ganzen Hause.

Am Gewöhnlichsten aber wird um 4 oder 5 Uhr Nachmittags gegessen, worauf man dann bei Mangel oder Unlust an Geschäften eine Spazierfahrt macht, und darauf zu den Abendbesuchen

kommt, oder solche selbst zu Hause erwartet. Gehen wir nun in

Die Abendgesellschaften.

Die nächsten Nachbarn und Bekannten kommen an bestimmten Abenden bald bei diesem, bald bei jenem Freunde zusammen; oder man bestellt sich in den einen oder andern Gasthof, deren es einige ausgezeichnete gibt, die alles darbieten, was nur möglicher Weise von Europa hergebracht werden kann, und was Indien selbst besitzt; freilich lassen sie sich dafür gut bezahlen. So in einem kleinen, aber desto vertraulicheren Kreise am Theetische beisammen sitzend, wird theils ein Kartenspiel gemacht, theils von diesem oder jenem geplaudert, Stadt- und Tagesgeschichten erzählt; besonders heftig beginnen bei den Männern die politischen Debatten, wenn Schiffe eine Ladung Zeitungen mitgebracht, und bei den Damen wird nicht minder über das jüngste Modejournal gesprochen, gelobt, getadelt, gekritelt. Darüber wird der Theekessel geleert, und man kommt jetzt an den Wein. Die Luft kühlt sich immer mehr ab, leichte Zephire umwehen die heisse Stirne; es wird jetzt der Abend erst recht angenehm; die Lampen und Lichter in der Gallerie werfen einen matten Schimmer auf das üppige Grün der Bäume und Gesträuche, oder der Vollmond scheint durch

die Pisange, Pomeranzen, Orangen, Zimmt und Kaffeebäume; oder ein leichter Regen verbreitet ringsum balsamischen Duft und labet die dürstende Natur. So sitzt man traulich beisammen bis nach Mitternacht. Kein Streit, kein Neid, keine Scheelsucht, kein Hass, keine Verläumdung hat die Fröhlichkeit der Gesellschaft gestört, man fährt vergnügt über den heutigen Abend nach Hause, schläft angenehm bis zum lachenden Morgen. Nicht die Menge gibt das Vergnügen, nur die Qualität der Freunde gibt solches; könnte ich auch auf einem Quadratschuh Raum die Bevölkerung der Erde sehen, nur ein Paar treue Freunde wären es, die mich erfreuten, die ich mir auswählen könnte.

Zweimal in der Woche, Donnerstags und Samstags, ist auf dem grossen Exercierplatze vor dem königlichen Schlosse

Militairmusik zu Weltevreden.

Von allen Seiten kommt man des Abends herbeigefahren in eleganten Wagen, besetzt mit schönen Damen. In einem Halbkreise stehen die Wagen wie Barrikaden um die Musik herum, man bleibt in den Wagen sitzen, und hie und da kommt ein stattlicher Ritter auf munterem Pferde herangesprengt, ein Rendezvous der schönen Welt zu geben, wobei die Europäerinnen die schönste Ge-

legenheit haben, ihre Anmuth, und die Creolin ihren reichen Schmuck und ihren gelbbraunen Busen den artigen jungen Herren zu zeigen, von denen mancher sein gleiches Teint auf einem persischen oder arabischen Pferde zur Schau trägt. — Die Musik wird vom europäischen Militär so gut, wie in irgend einer Hauptstadt Europa's durchgeführt; freilich erhält man daselbst immer das Neueste ein halbes Jahr später, und nicht in so grosser Auswahl. Musikkenner und Musikkünstler sind in Batavia sehr willkommen beim Militär wie beim Civil, und mancher Künstler, der bei uns um einige Kreutzer Unterricht gibt, könnte da sich so viele Gulden verdienen, denn die Musikstunden werden sehr hoch bezahlt. — So weidet man die Ohren an den harmonischen Tönen, ergötzt die Augen an den holden Schönen, und erfrischt die Kehle mit dem kleinen Kellervorrathe in dem Wagen, bis endlich das Finale zum Abmarsch bläst. Nun geht es im Galopp auseinander, Kutscher und Bediente springen auf ihre Plätze, und als sollten die Räder in Flammen gerathen, saust man an einander vorbei, und hinaus in verschiedener Richtung, nach Meester Cornelis, nach dem Koningsplein, nach dem Nabang, nach Ryswyk, Nordwyk, Molenvliet u. s. w.

An zwei anderen Tagen in der Woche haben auch die Officiers in ihrem Gesellschaftslocale Harmoniemusik, und Weltevreden ist, wegen des

Militairs, der lebhafteste Theil des neuen Batavias.

Gewöhnlich alle 3 Wochen wird gespielt, und man geht ins

Liebhabetheater.

Das Gebäude ist sehr schön und grossartig von aussen, die Freunde der Thalia haben keine Kosten gescheut, und manches Theater im Mutterlande ist ein Thespiskarren dagegen. Längs der Fronte hin läuft eine von Säulen getragene Gallerie, und einige Treppen. Ober dem Portale steht der bescheidene Sinnspruch: « Si desunt vires, tamen est laudanda voluntas. » Das Gebäude steht ganz frei und von aller Nachbarschaft entfernt. Der Haupteingang über diesen Treppen ist gross genug, um im Falle einer Feuersgefahr schnell entkommen zu können. Im Innern befinden sich keine Logen, sondern nur ein Parterre, ringsum begrenzt von einer etwas erhöhten Gallerie, welche die Damen besetzen, hinter ihnen ist noch Raum genug für hin und wieder wandelnde Herren. Die Damen, meist ganz weiss und sehr leicht gekleidet, schmücken nun diese Gallerie in einem bunten Gemische von Europäerinnen, Creolen, Javanerinnen, Bastardchinesinnen u. s. w., aber junge Europäerinnen suchten meine Blicke vergebens, und dies erinnerte mich mit Sehnsucht an das

Heimathland, wo diese Rosen in so üppiger Menge blühen. — Die Anzahl der Herren ist weit grösser, als die der Damen, aus Mangel an letzteren. Es wäre gewiss keine üble Speculation mit ein Paar Dutzend jungen Europäerinnen, die trotz aller weiblichen Bildung und Erziehung aus Mangel an Versorgung nicht an Mann kommen können, eine Spazierfahrt hieher ins Theater zu machen, gewiss würden die ausgelegten Kapitalien dem Speculanten reichliche Zinsen tragen, und keine der Schönen hätte nöthig, zum zweitenmale ins Theater zu gehen, um ihren künftigen Gatten zu sehen. — Rauft man sich ja doch auf Botanybai um die dahin verwiesenen Verbrecherinnen und Auswürflinge des Vaterlandes, warum sollte man hier nicht mit allen Händen nach körperlich und geistig wohlgebildeten Mädchen greifen? — Meisterhaft für ein Liebhabertheater sind die Decorationen, auch die Garderobe ist hübsch zu nennen, die sich eben nach der lästigen Hitze richten muss, daher so leicht als möglich. Das Orchester ist gut besetzt. Was die Acteurs betrifft, spielen manche recht meisterlich, doch bei einigen sieht man, dass sie bloß Dilettanten sind. Wie sehr beim besten Willen das Ganze leidet, bestätigt der Umstand, dass die Herren Damenrollen übernehmen müssen; so sehr auch ihr Wille und ihre Geschicklichkeit hierin zu loben ist, so hat doch ein Herr kein Damengesicht, keine Damenstimme,

keine Damenfüsschen, keine Damenhaltung, keinen Damenwuchs. So wie ohne diese schöne Hälfte das Leben nur halb ist, so auch dieses Theater. Tamen est laudanda voluntas, — voluisse sat est.

Das Gebäude ist sehr hoch mit grossen Fensterrahmen, die mit schwarzen Mückenfenstern versehen sind, um blos nur Luft, nicht aber Licht durchzulassen, da sonst die Hitze unerträglich wäre, und die Damen mit ihren Fächern sich zu müde wehen müssten. Die Beleuchtung ist stark und überall zierlich angebracht. Während der Zwischenacte geht man wieder ins Freie, ruft seinen Bedienten, und erfrischt sich mit Wein, Punsch, Arak u. dgl., nur nicht mit Gefrorenem, das ist hier nicht zu Hause. Diese Erfrischungen aber nimmt man sich in seinem Wagen von Haus aus mit, da es keine Theaterrestaurateurs gibt. Niemand geht ins Theater, alles fährt, und so ist das Locale ringsum mit Wagen bestellt, und man hat Mühe, den seinigen aufzufinden. Gleichwie in einer Residenzstadt rollen daher die Wagen vom Theater nach Hause, und gewähren so ein lebhaftes Geräusch einer europäischen grossen Stadt, während man den Tag über wenig Leben findet, weil die Hitze Alles in die kühlen, schattigen Wohnungen jagt. Das Entree kostet für die Person 3 Gulden. Die Sprache ist holländisch, die Dichtung meist entlehnt. —

Dieses ist ungefähr eine Skizze der Lebensweise des Europäers, die sich mehr oder minder nach dem Gehalte und den Geschäften ändert, und es fliegen die Dukaten bei weitem nicht so leicht in den Beutel hinein, als hinaus; auch hier muss man seinen Reichthum verdienen oder durch Speculation gewinnen; erst wenn man sein Schärflein im Trockenen hat, fragt man des Morgens, in welche Visite man des Abends fahren will, ausserdem weiss man schon seine Tagesordnung. Der Arzt muss sich in dieser, wie überall, so auch hier, nach seinen Patienten richten, deren weit mehrere auf einen Doctor treffen, als in meinem lieben Heimathlande, wo oft zwei Doctoren auf einen Patienten kommen.

Zu weit von Europa, dem Centrum der Literatur, entfernt, gedeiht solche hier nur sparsam, während sie dort in üppiger Fülle reift. Bis jetzt besteht in Batavia nur eine einzige Buchdruckerei, und ein Zeitungsblatt; für den Unterricht nur höhere Bürgerschulen, noch kein Gymnasium, keine Universität. Alles dieses lässt sich machen, sobald der Europäer nicht mehr als Gast nur auf Besuch sondern als Bürger hieher kommt. Bibliotheken, Bildergallerien, Naturalienkabinete u. dgl. sind hier fremd. Das gelehrte Publikum hilft sich wechselseitig mit seinen Hausbibliotheken, die man sich nach und nach aus Europa hat kommen lassen, aus Ebenso kommen von daher Medicamente und

chirurgische Instrumente, welche letztere aber oft sehr von der Seeluft leiden und ihre Politur verlieren. Eine naturhistorische Gesellschaft gibt in zwanglosen Bänden ihre Beobachtungen und Resultate in der Landesdruckerei zu Batavia heraus, und hiemit wäre schon ein glücklicher Schritt gemacht, und es lässt sich hoffen, dass nach und nach auch ein Buchhandel sich hier etabliren liesse. Manchem fehlt es nicht an gutem Willen und an Kraft, allein die Gelegenheit ist noch nicht günstig zur Ausführung, und der Kaufmann findet noch zu viel Interesse an den Zinsen seiner Kapitalien. — Der durch den Zufall hie und da herbeigeschwemmte Handwerker hat sich gar bald zu Chaisen und Pferden geschwungen, und Meister Bock fährt jetzt lieber spazieren, misst höchstens noch ein Kleid an, und lässt es unter seinen Augen vom Chinesen zuschneiden und zurecht machen. — Unter den als gemeine Soldaten hieher Gekommenen fand sich manches gute Saatkörnchen zur Anpflanzung einer glücklichen Bürgerwelt, und jeder so gefundene Handwerker und Künstler erhält dann die beste Unterstützung, und kommt sehr bald zu einem Vermögen; aber kaum hat er dieses gewonnen, so hat er die Lust zur Arbeit verloren. — Da der Kaufmann immer Vergnügen findet am Geldzählen, der Naturforscher und Freund an den Gegenständen, die die Natur ihm hier in so reichlich üppiger Menge liefert;

der Arzt, der Gelehrte, der wissenschaftlich Gebildete kein geographisch begrenztes Vaterland kennt, der Soldat überall seine Waffen gebrauchen kann: so sind es hauptsächlich nur diese Stände, die man in der Regel hier eingebürgert findet. —

Verhältniss der Sklaven.

Wir können uns das Wort Sklave nicht ohne Schauer denken, und sehen dabei immer die Geißel und Zuchtruthe über den Köpfen der Unglücklichen schwingen; das Wort erinnert uns an die greuelvollen Abbildungen von Sklaven-Transportschiffen, wo sie wie Waare neben einander geschichtet; an die Märkte, wo sie wie Zugvieh verkauft und verschachert; an die weinenden Eltern, denen ihre Kinder, ihre Familie vom Herzen gerissen werden; an die blutigen Hiebe, die der zarte Sohn oder die liebe Tochter so lange erhält, bis der zur Verzweiflung gebrachte Vater bewegt wird, seine geschwächte Gesundheit noch einmal mit einem Mittagsmahle zu stärken; an die wollüstigen Schändungen der Unschuld und alle dergleichen Grausamkeiten, womit europäische Nationen sich vor Jahrhunderten gebrandmarkt haben, wo Christen, gleich heute noch den Türken, gegen alle ungläubigen Hunde wütheten, und was nicht das Kreuz machen konnte oder wollte, den Namen Mensch nicht verdiente. — Diese Finster-

niss ist verschwunden — die Menschheit hat einsehen lernen, dass die Sonne über den ganzen Erdboden leuchtet und allen Bewohnern gleich angehört; — wenn auch hie und da noch einige dunkle Winkel sind, wo das Licht der Vernunft noch nicht eingedrungen, so verdient das gegenwärtige Jahrhundert doch nicht den Vorwurf des Obscurantismus der vorhergegangenen, so wenig, wie eine Stadt, deren Strassen herrlich beleuchtet, die aber doch noch einige dunkle Schlupfwinkel hat, wohin die allgemeine Beleuchtung nicht dringen kann. — Dies unmenschliche Verhältniss der Sklaven ist verschwunden. Ich fand es auf Batavia ganz gleich dem unserer Dienstboten, mit dem einzigen Unterschiede, dass der Sklave sich nicht nach eigenem Willen verdingen kann, sondern sich verkaufen und kaufen lassen muss, und wohl klingt es etwas anstössig, wenn man in dem Courant liest, da und da wird den und den ein männlicher oder weiblicher Sklave öffentlich versteigert; doch kennt man genauer das Loos dieser Menschen unter europäischen Händen, so steht es ganz gleich unsern Zeitungsanzeigen, durch die eine Köchin, eine Kammerjungfer, eine Hausmagd, eine Kindswärterin, ein Koch, ein Kammerdiener, ein Kutscher u. s. w. Dienste bei einer Herrschaft suchen, gewissermassen verkaufen sie ja auch ihre Dienste, denn keines dienet umsonst, blos dass sie sich hier selbst ausschreiben, und die Sklaven aus-

geschrieben werden. Bei uns mustert auch die Herrschaft den Dienstboten vom Kopf bis zum Fusse durch, ehe sie ihn annimmt, hier wird der Sklave noch mehr und näher besichtigt, denn der ihn kauft, nimmt auch mehr und nähere Verbindlichkeiten über sich, und wer diese Besichtigung anstössig findet, der kann auch die bei der Aushebung unserer Truppen unmoralisch finden, und doch sind wir in Europa. — Wie manches junge Dienstmädchen hat bei uns schon lebendigen Beweis von der Zärtlichkeit ihres Herrn davon getragen — aber sonst weiter nichts — während sie auf Java weit mehr erhalten. — Wo ist ein Diener oder eine Magd bei uns, die nicht schon durch die Launen ihrer Herrschaft manches Unangenehme erduldet hätten, und die sie deshalb vor dem gesetzlichen Ziele nicht verlassen dürfen, und dennoch sind diese Leute keine Sklaven. — Ja ich möchte wohl kühn behaupten, es haben viele Sklaven auf Java ein besseres Loos, als manche unserer Dienstboten; denn — dem Sklaven darf nicht mehr auferlegt werden, als er gemäss und unbeschadet seiner Constitution zu leisten im Stande ist; der Eigenthümer ist nicht ermächtigt, selbst den Sklaven abzustrafen für ein Vergehen, dafür sind die Gerichte da; der Eigenthümer ist verbunden, dem Sklaven ordentliche Kost, und die für das Clima erforderliche Körperbedeckung, nebst einem kleinen Wochengelde zu geben; Sklavenfa-

milien dürfen, so lange die Mutter lebt, nicht von einander verkauft werden; die Familie arbeitet für den Herrn und lebt daher auch auf Kosten desselben; will ein Sklave heirathen, so hat er die Erlaubniss des Dienstherrn seiner Braut nachzusehen, da die Kinder die Rechte der Mutter ererben, und wenn diese eine Sklavin ist, auch sie solche sind, und von dem Herrn der Mutter verköstigt und erzogen werden müssen; da die Kinder sehr schnell heranwachsen, und von 10 bis 12 Jahren schon völlig erwachsen und zum Hausdienste fähig sind, so hält es viel leichter mit der Heirathsbewilligung dieser Sklaven, als bei uns bei manchem Civil und Militär, der nicht die nöthige Caution nachzuweisen vermag; — und welcher Dienstbote bei uns darf auf Kosten seines Herrn sich eine Familie anschaffen? — Wird eine Sklavin Mutter durch einen Europäer, so bringt der Creole auch zugleich den Freiheitsbrief für die Mutter mit auf die Welt, und manche Sklavin ist schon Herrin des Hauses geworden, wie bei uns manche Magd. — Ich hatte Gelegenheit, manche Sklaven wie Familienmitglieder des Hauses behandeln zu sehen, die durch die Jahre und treuen Dienste sich mehr Liebe und Zutrauen bei ihrer Herrschaft erworben haben, als mancher im treuen redlichen Dienste grau gewordene Diener bei uns, den man am Ende aus Alterschwäche entlässt mit dem leeren Zeugnisse, dass er treu und red-

lich seine Kräfte der Herrschaft geopfert hat, während für den alten Sklaven lebenslänglich gesorgt wird; ich habe gesehen, wie Sklaven weinten, als die nach Europa zurückgehende Herrschaft ihnen die Freiheit schenkte, die jetzt ihr Brod wieder suchen mussten, während sie es bisher tagtäglich fanden. Nicht selten genossen auch die Sklavenkinder den Unterricht mit den Kindern des Hauses, und so mit aufgewachsen sind sie mehr Familienglieder als Dienstboten des Hauses. Ihre Arbeit ist wegen der täglichen Einheit sehr bald eingelernt, und haben sie diese verrichtet, so gehört die übrige Zeit ihnen. Hat der Koch sein Mittagessen bereitet, der Stalljunge sein Pferd versorgt, die Hausmagd das Haus gereinigt, die Kammerjungfer, der Kammerdiener seine Kammerdienste gethan, dann hat ein Jedes Feierabend. Alle diese Individuen strengen sich weit weniger an, als bei uns derlei Leute. Wird der Sklave von seiner Herrschaft freundlich und wohlwollend behandelt, so sieht er in ihr gleichsam den Familienvater, der für ihn sorgt, ihn ernährt und kleidet samt seinen Kindern, und für den er in den Tod geht. Wer so eine treue Sklavenfamilie sich erworben hat, der darf bei offenen Thüren schlafen, kein feindlicher Dolch wird über die Schwelle dringen, die der treue Sklave bewacht. Mancher hat seinen Herrn schon aus Lebensgefahr gerettet. — Unter diesen milden Verhältnissen

stehen die Sklaven auf Java, und wahrlich, sie sind für diese Menschen weit weniger drückend, als für uns freie Europäer so manches Gesetz! — Dass es individuelle Ausnahmen bei Sklaven und Herren gibt, lässt sich bei der Menge leicht denken, werden ja auch bei uns manche Dienstboten tyrannisirt, — ja selbst sogar ganze Staaten; — — Wie viele Tausend Schweisstropfen des Landmannes kleben an dem fürstlichen Diadem! —

Was ein gewisser Dr. Vollmer, Prof. der Physik und Chemie, in seinem «Natur- und Sittengemälde der Tropenländer etc. — München bei Michaelis 1829» über das Verhältniss der Sklaven sagt, die er an Wagen und Chaisen, wie Zugpferde, gespannt sieht, konnte nur Herr Vollmer, so wie vieles andere Unwahre niederschreiben. Es ist dabei blos fürs Papier Schade, seine hiermit verlorene Zeit gar nicht in Anschlag gebracht.

Der Javane.

Seine Wohnungen. Sie sind meist hinter schattigen Bäumen und Gesträuchen versteckt, und nur zunächst der Stadt etwas symmetrisch zusammengestellt, ausserdem nach Willkühr und Geschmack des Einzelnen aufgeführt. Meist sind sie von Bambus, nur einstöckig, gleichfalls mit einem Vorplatze versehen, die Dächer sehr steil, damit die Sonnenstrahlen sich leichter brechen, und meist

mit Palmblättern oder Ataps gedeckt, daher sie keinen starken Dachstuhl erfordern, und diese Bedachung ist auch kühler, als die mit Ziegeln. Gemauerte Häuser sind seltener. Die üppige, immer grüne Vegetation umgibt diese Wohnungen, und bildet gleichsam einen englischen Park, der mit wenig Beihülfe zu einem Paradiese umgeschaffen werden könnte, fühlte sich der Eingeborne dazu nicht zu träge und zu ungeschickt. Die mannigfachen Pisang-Arten, die hundertfältigen Gesträuche von wohlduftenden Blüthen umgeben diese Hütten, über welche die schlanke Kokuspalme majestätisch hinausragt. — Die innere Einrichtung ist höchst einfach ohne viel Ameublement; ein Paar Bänke von Bambus, darauf eine Matte gelegt, dient zugleich zur Schlafstelle, einige Matten auf dem Fussboden, auf die man sich mit gekreuzten Beinen setzt, lassen Stühle und Bänke ersparen; dabei darf der Tambat Siri im Innern, und der Tombok vor der Thüre nicht fehlen. Wir werden diese beiden Dinge in der Folge noch kennen lernen.

Der Javane ist kleiner und schwächer als der Europäer, aber meist sehr ebenmässig gebaut; seine Hautfarbe geht ins schmutzig gelbe, oder bräunliche; sein Gesicht ist breit mit stark vorstehenden Backenknochen; seine Nase platt, dick; sein Mund aufgeworfen, doch nicht so stark, wie beim Mohren die Lippen; seine Kleidung und Le-

bensweise sehr einfach. Bertuch. Bd. IX. Nr. 54. Vermsch. Gegst. XXIV liefert auf dieser Platte recht gut gelungene Abbildungen, die er aus Raffels history of Java etc. entlehnt hat. Fig. 1. Der gemeine Javane ist sehr gut in seiner einfachen Kleidung dargestellt, und die Hautfarbe gut getroffen; auch fig. 2 und 3 sind so, wie ich sie sah.

Je mehr der Javane mit dem Europäer verkehrte, desto mehr ist er seiner natürlichen Einfachheit entrückt, desto mehr Bedürfnisse hat er kennen gelernt, und als Mittel zur Befriedigung derselben — das Geld. Dem einfachen Landmanne genügt sein trocken gekochter Reis mit etwas Gemüse, gesalzenem, getrocknetem oder frischem Fische mit etwas spanischem Pfeffer. Meistens schon vor Sonnenaufgang ist er mit seinem geliebten Thiere, dem Büffel, auf dem Felde, um die kühle Morgenluft zu benützen. Während der heissen Mittagssonne kehrt er heim, badet sich und sein Thier, und beschäftigt sich jetzt unter Dach, auf einer Matte sitzend, mit Ausbesserung der Hausgeräthschaften, oder Verfertigung einer neuen, besonders mit Flechten von Matten und Körben, aus Baumblättern und Bambus; oder mit anderer leichter Arbeit, bis dass ihm der kühlere Nachmittag wieder die Fortsetzung der Feldarbeit gestattet. Beim Säen, Pflanzen und Aernten unterstützt ihn sein Weib, die sich ausserdem zu

Hause meist am Webstuhle, in der Küche und als zärtliche Mutter beschäftigt. Der Landmann lebt einfach, genügsam, und im Ganzen glücklich und zufrieden; während der in der Nähe der Stadt durch den häufigeren Verkehr mit andern Nationen schon nicht mehr in seiner natürlichen Einfachheit bestehen kann, sondern eine Menge Wünsche und Bedürfnisse mehr fühlt. Der Landmann ist in seinem Betragen meistens still, ruhig und ernsthaft, selten lacht er, sein Gang ist ernst und langsam, Reinlichkeit liebt der Javane vor allem, er wäscht und badet sich öfters des Tages. Gastfreundschaft steht bei ihm im hohen Werthe, und mancher rechnet es sich zur Ehre, einem Europäer etwas antragen zu können. Ehrlichkeit ist gleichfalls eine gute Eigenschaft seines Charakters. — Im Ganzen zeigt der Javane mehr Gemüth, als Geist, ist daher wenig unternehmend, und hat höchstens nur Sinn für Mechanik; arbeitet was nöthig ist, und geht selten darüber hinaus; ist durch Sanftmuth mehr, als durch Strenge zu einer anhaltenden Arbeit zu bringen; sieht er jedoch den Nutzen einmal ein, und sorgt der Europäer für den täglichen Unterhalt, so ist er zu einem grossen Werke und anhaltender Arbeit zu gewinnen. An schneller Entschlossenheit fehlt es im Allgemeinen dem Javanen nicht, und so geringfügig und einfältig er beurtheilt wird, so besitzt er doch lebhaften Nationalstolz. Wohl sieht

er ein, dass Fremdlinge sein Land erobert haben, sucht es aber mehr der List derselben, als ihrer überlegenen Macht im Kampfe zuzuschreiben. Auf das Point d'honneur ist er sehr versessen; er duldet keine Geringschätzung, viel weniger Schelte, Spott und Hohn. Eine Mauschelle ist eine so entehrende Beleidigung für einen Javanen, dass ihn das Gesetz seiner Voreltern frei spricht, wenn er auf der Stelle seinen Beleidiger niedersticht. So lässt er auch selten ungerächt, wenn seine Frau, seine Tochter oder seine Geliebte beleidigt wird. Indessen ist er doch im Ganzen wenig eifersüchtig. Für genossene Wohlthaten ist er sehr erkenntlich, für empfangene Beleidigungen aber unversöhnlich, für Beides sehr reizbar, und er opfert sein Leben so gut der Dankbarkeit als der Rachsucht auf. Er ist wenig ans Leben gefesselt, und sieht er einmal den Tod vor Augen, entschlossen zu sterben. Fest hält er noch an der ererbten Religion, den Sitten, Gebräuchen, Gesetzen und an alles Altherkömmliche, was ihm seine Ueberwinder auch absichtlich lassen. Im Allgemeinen hat der Javane wenig Lust zur Untersuchung und zum tiefern Nachdenken, wissenschaftliche Bildung besitzt er daher keine, und er will sich solche von den Europäern eben so wenig aufdringen lassen, als die christliche Religion. Dass sie von ihrer Aufklärung nicht immer den besten Gebrauch für die

Europäer machen würden, beweist unter andern auch der Sohn des Adimanggo, eines Regenten von Samarang, dieser sprach und schrieb correct holländisch, englisch, malayisch, javanisch, und arabisch, besass Kenntnisse in der Geographie, Mathematik und Geschichte, und dieser Sukur, so hiess er, machte im Jahre 1825 mit dem Hauptrebelln Diepo Negoro gemeinschaftliche Sache, und beging an der holländischen Regierung Hochverrath. Glücklicher Weise wurde er gefangen, und sass 1829 noch im Gefängnisse zu Samarang. Auch Diepo Negoro traf im Monat März 1830 dasselbe Schicksal, und unser Schiff war eines von den ersten, das mit dieser Nachricht auch zugleich die Friedenspalme von Java mitbrachte; nachdem dieser Meutling, wie ein reissendes Thier mehrere Jahre lang die friedlichen Hütten der Eingebornen und Europäer beunruhigt und geängstigt hatte.

Javanische Ehen.

Die Ehe gleicht nur einigermaßen einem bürgerlichen religiösen Vertrage, und kann ohne Umstände mit beider Einwilligung alle Tage vom Priester geschlossen und getrennt werden. Als Sinnbild der Trennung wird eine Schnur entzweigerissen. Man geht auseinander ohne allen Zwist und Zank, und jedes lebt wieder frei für sich.

Unehliche Kinder gibt es daher nie, fühlt sich ein Mädchen als Mutter, so lässt sie sich mit dem Geliebten trauen, und wieder scheiden, wenn es beiden beliebt. Das Kind wächst auf, und wird gross mit den Hausthieren, und findet, wie diese bald seine Nahrung. — Wenn der Jüngling seine Braut gefunden, verständigt er sich mit den Aeltern derselben über das Brautgeschenk, und darin einig geworden, hält man ein kleines Familienfest, geht dann zum Priester, Panghulu, dieser liest ein Fragment aus dem Coran vor, und verbindet das Brautpaar mit den Worten: „ich verbinde euch durch das Band der Ehe, seid getreu euren Pflichten, und bedenkt, dass wenn der Mann 7 Monate von seiner Frau entfernt, ohne ihr Nachricht von seinem Aufenthalte gegeben zu haben, die Ehe aufgelöst ist; geht im Frieden.“ Die Ehe ist jetzt gesetzlich geschlossen und kleine Familienfeste folgen. Ausserdem kann aber auch das Mädchen gekauft werden, und dann ist sie mehr die Sklavin als Gattin des Mannes; der Preis ist 160 bis 280 fl. Der Coran erlaubt jedem Manne 4 Frauen, und Beiweiber, so viel er ernähren kann. Die Erstgetraute ist die Herrin, die drei andern ihre Gesellschaftsdamen, die Kebsweiber aber die Slavinnen und Dienerinnen der ächten Frauen. Je vornehmer und reicher, desto mehr Kebsweiber, so hatte ein Sultan in Palimbang 500 Weiber. Beim gemeinen Manne herrscht

in der Regel, wo die Gattin nicht die erkaufte ist, immer die schönste Familien-Eintracht, und das friedlichste Zusammenleben in der stillen Bambushütte, die Gattin genießt von ihrem Manne vollkommene Achtung und liebevolle Behandlung, sie versieht die häuslichen Geschäfte und unterstützt den Mann bei der Feldarbeit, pflegt mit Mutterliebe ihre Kinder, und diese hängen mit Liebe, Ehrfurcht und Achtung an ihren Aeltern, ohne Sklaverei.

Religion der Javanen.

Sie sind meist Muhamedaner, zu welcher Religion ihre zahlreichen und listigen Priester sie durch die kräftigsten Worte und Thaten anzu-eifern wissen. Was nicht muhamedanisch ist, ist ein Ungläubiger, und einem solchen das Wort zu halten, ist man nur so lange verbunden, als es die Nothwendigkeit erfordert, daher so oft die Treulosigkeit der indischen Fürsten gegen die holländische Regierung. Aberglaube und religiöse Schwärmerei ist nirgends mehr zu Hause, als gerade in Indien, und es hat die Legenden aller Glaubens-Genossen bereichert. — Sie glauben Träume, Wahrsagungen, Prophezeihungen, Wunderzeichen, Sterndeuterei, Geistererscheinungen und Beschwörungen, Talismane, Unverwundbarkeit, Zauberei, Hexen u. dgl. Wenn des Nachts

ein Hund heult, so bedeutet es für den ein Unglück, der es hört; das Miauen der Katzen hingegen ist ein gutes Zeichen; eben so auch, wenn kleine Thiere in den Häusern ihre Jungen hegen; die Nacht zwischen dem Donnerstag und Freitag ist die Geisternacht der Verstorbenen, sie irren in Thiergestalten, vornehmlich als Insekten, an den Orten herum, die sie in ihrem Leben meistens besuchten, daher darf in dieser Nacht kein Insekt getödtet werden, weil man leicht einen verstorbenen Verwandten in diesem Thiere tödten könnte; sie vertreiben Spuckerei aus ihren Wohnungen durch Besprengung mit Schweinsblut; sie beschwören Tiger, Krokodille, Rhinoceros, wilde Büffel, Schlangen und andere wilde Thiere, glauben nun, dass sie ihnen weniger schaden können, und gehen daher mit der grössten Unerschrockenheit in den Kampf mit diesen Thieren; schwangere Frauen müssen sich vor Hexen und Zauberern in Acht nehmen, und dürfen daher des Ahends oder des Nachts nicht mehr aus dem Hause gehen; der Freitag ist der geheiligte und der glückliche Tag zu jeder wichtigen Unternehmung, dagegen der Mittwoch der ungünstigste. Die Grabmähler der Vorältern zu entweihen, zieht unfehlbar eine Krankheit oder wohl gar den Tod nach sich; jedes Gebüsch, jedes Bächlein, jeder Baum ist von einem unsichtbaren Geiste bewohnt; Zauberei begeht derjenige, der seinen Namen schreibt auf eine Todten-

bahre, Todtenkleid, oder auf ein Blatt und es vergräbt, oder an einen Baum aufhängt, oder auf einen von Geistern besuchten Ort bringt, ferner, der den Namen eines Andern mit einem Gemenge von Blut und Holzkohle auf einen Todtenkopf oder Todtenknochen schreibt und in Wasser vor Jemandens Thüre stellt — Wer der Zauberei überwiesen ist, wird mit seiner ganzen Familie zum Tode verurtheilt. — So wurde vor einigen Jahren von den Javanern ein Büffelkopf fast auf der ganzen Insel herum von einer Hand zur andern gebracht mit dem Gerüchte, wer diesen Kopf ruhen lassen würde, der solle verdammt seyn und kein Glück auf Erden mehr haben. So kam dieser Kopf auch nach Samarang, wo der holländische Präsident dem Spiele ein Ende machte, und den Kopf ins Wasser werfen liess. — Im Jahre 1814 vereinigte sich ein ganzer Distrikt, um einen Weg über den Berg Sumbang zu bahnen, und diess wurde mit unsäglicher Mühe und Eifer betrieben, weil es einem alten Weibe geträumt hatte, dass ein Himmelsbewohner auf diesen Berg niedersteigen und die umliegenden Dorfschaften mit einem Besuche beehren würde, wenn sie vorerst den Weg gebahnt hätten. — Solche schwärmerische Kräfte benützen manchmal die Holländer für ihre Zwecke. Manche ihrer Schwärmereien nehmen jedoch eine gefährliche Richtung; so fassten zwei den Entschluss, einen europäischen

Beamten zu ermorden, und da ihnen ihr Vorhaben missglückte, und sie gefragt wurden, was sie thun würden, wenn man sie frei liesse, so gaben sie mit trotzigem Muthe zur Antwort: auf jeden Fall ihr Gelübde ausführen. Sie wurden ihrem Sultan übergeben, und von diesem zum Tode verurtheilt. — Noch andere Gelübde, die sie häufig machen, sind z. B.: kein Fleisch zu essen, keine Früchte, oder keine Gemüse u. s. w. oder gewisse Werkzeuge bei ihrer Arbeit nicht zu gebrauchen, besondere Kleidungsstücke zu tragen u. dgl.

Man könnte wohl behaupten, dass auf Java eben so gut die christliche Religion Eingang finden könnte, wie ehemals die muhamedanische; doch dagegen lässt sich einwenden, dass fürs Erste die christliche Religion im Vergleiche mit dieser viel zu einfach, zu formlos und zu geistreich ist, als dass sie von diesem, in Aberglauben und Ceremonien verwöhnten Volke begriffen und aufgefasst werden könnte; — und was noch weit mehr, die Menge der Priester, deren höchstes Oberhaupt der Sultan selbst ist, ist viel zu gross, denen es nicht um Religionskenntnisse und Aufklärung des Geistes zu thun ist, sondern nur um wollüstige Pflege ihres eigenen Ichs. Und wie sehr diese Zwittergeschöpfe der Menschheit ihre Einflüsse auf den Leichtgläubigen geltend zu machen wussten, hat die Geschichte der Natio-

nen und Völker Jahrtausende hindurch gezeigt, und selbst unsere Alltagsgeschichte liefert dergleichen Pfaffeneinflüsse zur Genüge. — Kaum hatten sich auf Japan die spanischen und portugiesischen Missionäre angehäuft, so war das bisher friedlich bestandene Handelsverhältniss mit den Europäern gestört, die Eingebornen ermordeten und verjagten diese und die Missionäre schleppten sie vor der Stadt auf einen Berg und marterten sie zu Tode. Die Holländer haben den Handel wieder hergestellt, dadurch, dass sie nie über Religion mit ihnen verkehren wollen, und besitzen unweit Nangasaki die Factorei Dezima.

Staatsverfassung.

Beinahe ganz Java steht unter holländischer Herrschaft, theils unmittelbar, theils mittelbar; an der Küste ist durchgehends der Holländer unbeschränkter Herr. Das Hauptprincip, welches die Regierung gegen die inländischen Fürsten einhält, hat zum Zwecke auf die wenigst anstossende Weise allmählig mehr und mehr ihren Einfluss auf die javanische Bevölkerung auszuüben. Doch die Macht der Priester auf das Volk, der Aberglaube und eingewurzeltes Vorurtheil sind diesem Zwecke das grösste Hinderniss; die Regierung sieht sich daher veranlasst, sie darin in so weit ungestört zu lassen, so lange sie nicht den

allgemeinen Gesetzen der Colonie zuwider handeln. Man gibt ihnen daher die Befehle durch den Mund ihrer eingebornen Fürsten, lässt diese ihren asiatischen Hofstaat und Pomp forttreiben, gibt ihnen äusserliche Ehrenbeweise, lässt sie ihre Gesetze ausüben, so weit sie sich mit der colonialen Verfassung vertragen; zeigt ihnen aber den drohenden Finger, sobald sie sich Tyrannei erlauben, z. B. wenn es so einem Sultan einfällt, den in Ungnade Verfallenen mit glühenden Messern schneiden zu lassen, oder ihm eine glühende Metallmütze auf den Kopf zu setzen, Nase und Ohren abschneiden und andere dergleichen Martern ausüben zu lassen. Dessen ungeachtet hängt doch mancher Javane an seinem angebeteten Fürsten mit gleichem Vorurtheil, wie auch in unserm aufgeklärten Europa so viele Tausende an angeerbten Religionsmeinungen. — Ein Kreiskommissär ist dem javan. Regenten beigegeben, und dieser leitet Justiz-, Finanz- und Polizeiwesen; sorgt für gleiche Vertheilung der Lasten und Abgaben, und hebt jede willkürliche Tyrannei des Sultans. Im Fall von Kriegszeiten leisten die mindergedrückten Gegenden den bedrängteren Ersatz. Der im allgemeinen Landdienste von seiner Familie entfernte Unterthan erhält von der Regierung die für dieselbe nöthigen Lebensbedürfnisse, und wo nur bisher die Einwohner zu bewegen waren, ist europäische Staatsverfassung

eingeführt; wogegen sich freilich manche Eingeborne sträuben, und aufgereggt hauptsächlich von ihren Priestern, mit Gewalt ihre alte Tyrannengewohnheit zu erkämpfen suchen. So oft indessen ein Sultan oder Häuptling Empörung beginnt, so oft wird er besiegt; freilich manchmal mit grossen Opfern. — Mancher Javane hat einsehen gelernt, dass viele Europäer nur hiehergekommen, um auf Kosten der Eingebornen ihre Börsen zu füllen, und dann wieder nach Hause zu kehren, unbekümmert, ob sein Daseyn dem Allgemeinen genützt habe oder nicht. Solche Alltags-egoisten gibt es auch in Europa, — die Erde ist rund, so wie die meiste Form des Geldes, und wo diese auch eckig ist, so hat es doch überall den eingebildeten Werth. — Sowohl Fürsten als Priester finden die Unwissenheit des Volkes für ihr eigenes Ansehen zuträglich, und halten daher ihre Untergebenen in derselben fest, die dazu ohnehin durch ihre Trägheit geneigt sind. Daher liebt das Volk die gewohnten Weisen seiner Vorfahren in allen Einrichtungen und Gebräuchen, die den Geist betreffen, und ist nur für sinnlichen Genuss zur Veränderung geneigt. Von Sultanen beherrscht, die vorgeben, sie seyen Söhne der Götter (von Gottes Gnaden), gehorchen sie diesen geheiligten Majestäten eben so gut, als die Majestät selbst wieder von einer Beischläferin berathen oder beherrscht wird. Unter allen

öffentlichen Ausgaben ist die zur Unterhaltung der Pracht an den Höfen der Sultane wohl die grösste. Wenn ein Susuhunan (Sultan) sich öffentlich zeigt, hat er immer ein grosses Gefolge bei sich. Ihm zur Seite gehen 4 Lanzenträger, die ihre Lanzen über ihn ausstrecken, ein Ehrenzeichen, das ihm allein nur gebührt; über seinem Kopfe wird ein Sonnenschirm gehalten, der mit Gold und Edelsteinen verziert, und oft so schwer ist, dass zwei Menschen daran zu tragen haben. Die Hauptfarbe an demselben ist gelb, und nur dem Sultane und seiner Familie zu führen erlaubt. Die nächsten Anverwandten und Kinder des Harems führen einen weissen, Provincialrichter einen grünen, und die Ingebys, Rangas, Domangs und Mantus (kleinere Bezirksoberrhäupter) einen rothen Schirm. — In seinem Gefolge werden die königlichen Insignien vorausgetragen, sie sind von massivem Gold und stellen Thiere vor, als Elephanten, Schlangen, Stiere, Hirsche, Hähne u. dgl. Eben so wird ihm seine goldene Tambat Siri und Tambat Luda (Betel- und Spuckkästchen) nebst einer grossen Menge goldener Gefässe, Reise-Bagage, Kleider, Schlafmatten u. s. w. mitgeschleppt. Die Waffen strotzen von Gold und Edelsteinen, eben so die Reitpferde. Eine Menge Lanzenträger und Gefolge begleiten den Zug.

Der Wille des Sultans ist Gesetz, er allein ist Eigenthümer des Landes, verschenkt dasselbe

nach Wohlgefallen und nimmt es eben so gut wieder zurück; desgleichen ist auch die Bevölkerung sein, und er kann Tausende von Unterthanen an seine Günstlinge verschenken; er ist zugleich auch oberster Priester, und in zweifelhaften Fällen, Krieg u. dgl. sind die Priester seine berathenden Minister, er ist aber doch nicht gebunden solchen zu gehorchen, eben so wenig, wie dem Rathe der übrigen Fürsten und Vasallen. Der Sultan ist daher unumschränkter Monarch und seine Willkür ist Gesetzgebung. Nur was von Alters her von den Vorältern als heilig ererbet wurde, darf die Hand des Monarchen nicht zernichten, und diese Heiligthümer sind dem Volke durch Ueberlieferungen bekannt. — (Also schon quasi constitutioneller Staat!? — aber doch noch weit zurück hinter den europäischen!?) In der Anrede an den Fürsten nennt sich jeder Unterthan und selbst auch der Vasalle einen Sklaven, Patek, (da lautet bei uns allerunterthänigst treugehorsamster Diener doch besser.) So hat man sich auch bemüht besondere Ausdrücke für die Hoheit zu formen, und der Kopf des Sultans wird die Krone eines Tempels genannt, seine Augen sind Edelsteine und sein Angesicht eine Sonne. Von ihm darf man nicht die gewöhnlichen Worte gebrauchen als: makan, essen; tidor, schlafen; berkatha, sprechen; mati, sterben; u. s. w. sondern man gebraucht dagegen: San-

tap, sich erquicken; berada, ruhen; (also seine Majestät haben geruht) die Erde verlassen; bertitha, befehlen, u. s. w. — So die Sultane auf Java — anders in Europa? —

Javanische Waffen.

Eine Nationalwaffe ist der Kriss, Dolch, und der Golok, letzterer mehr als Hausgeräthe, als Hackmesser, dienend. Unter den Dolchen herrscht eine Menge Verschiedenheit und grosser Luxus, die Klingen sind theils platt, theils schlangenförmig, und sämmtlich damaszirt, die Griffe von Wurzelholz oder Elfenbein, mit Gold und Edelsteinen verziert; die Griffblätter, die aber an der Scheide festsitzen, verschieden geformt und ausgeschweift *), ebenfalls mit Edelsteinen oder Perlen eingelegt, die Scheide oft massiv von Gold. Diese Krisse bleiben als Erbstück in der Familie, und haben oft grossen Werth. Der Klewang ist eine Art von langem Schlachtschwert; der Tombak eine Picke; der Badik mehr Messer als Dolch; der Mentok eine Art von Säbel, ähnlich unsern Hirschfängern; der Pedang eine Art Seitengewehr, oder Säbel; der Pandol halb Degen halb Säbel; der Lamang ein krummer Sä-

*) Mancher meiner verehrten Leser erinnert sich vielleicht noch dergleichen Waffen unter meinen mitgebrachten Gegenständen gesehen zu haben.

bel; der Tjondrik eine Art von Schlachtschwert; der Bandaing eine Schleuder, womit sie Steine werfen; Gendiwa und Panah sind Bogen und Pfeil.

Javanisches Kriegswesen.

Wenn sich auf Anstiften eines Priesters oder Sultans einzelne Provinzen gegen die holländische Regierung empören, so besiegt mehr das klimatische Verhältniss den europäischen Krieger, als die Waffenkunst der Indianer. Wohl wissen sie, dass der Neuangekommene mit dem Klima zu kämpfen hat, dass ihm die Tageshitze eben so lästig, als die Nachtkühle für die Gesundheit nachtheilig wird. Daher beunruhigen sie in einzelnen Anfällen das Lager; zum Aufbruch wird geblasen, der kaum in Schlummer gesunkene, ermüdete Soldat muss heraus auf unwegsamen, von Gesträuchen undurchdringlichen Gebirgsschluchten den Feind aufzusuchen, muss die sumpfigen Reisfelder durchwaten, die brennenden Sonnenstrahlen auf sich fallen lassen, und den drückendsten Durst und Hunger erdulden, und hat bei all seiner Anstrengung nicht einen feindlichen Mann gesehen, denn dieser hat sich wieder in seine wohlbekannten Schlupfwinkel zurückgezogen und den Europäer geäfft. Ungeachtet sie Schiessgewehre gebrauchen und bedienen lernten, so können sie

doch bei ihrer Kriegsdisciplin noch nichts in offener Feldschlacht mit dem europäischen Feinde ausrichten; daher sie sich von solchen auch stets zurückziehen, und die Europäer zu ermatten und zu entkräften suchen, was ihnen nicht selten gelingt. In offener Feldschlacht nimmt es das europäische Heer mit einer zehnmal grössern Anzahl Javanen auf. Die bei Tage drückende Sonnenhitze, die des Nachts kühle Luft und Nässe, die oft mangelnde Kost und Verpflegung im Felde sind es, die namentlich dem Neuangekommenen die so gefürchtete Cholera morbus oder febris endemica Batavorum zuziehen, und nicht selten ihn wegraffen. — Gewöhnlich werden die Javanen von ihren Priestern angeführt, oder wenigstens religiös begeistert; denn unmittelbar gehen sie vom Schlachtfelde in das Paradies ein, wo ihrer alle Freuden und alle Vergnügen harren, und in dieser Begeisterung unterstützt sie auch noch das Opium, und in blinder Wuth rasen sie dahin. — Der Senapati ist Generalissimus der Armee, und dies ist gewöhnlich der Sultan selbst, oder dessen nächster Anverwandte; er hat eine beliebige Anzahl Leibtrabanten, Hulu-palang, und diese selbst sind wieder lauter Officiere und Befehlshaber kleinerer Truppen. Alles, was Soldat ist, und unter javan. Fürsten unmittelbar steht, heisst Predjurit. Jeder Mann empfängt Kleidung und Waffen vom Sultan. — Der We-

dono, Major, hat ungefähr 3 — 400 Mann; unter ihm stehen wieder 4 Tindi, Lieutenant, wovon jeder den vierten Theil kommandirt, und so eine Compagnie hat wieder 2 Unteroffiziere, Babakal, und Sasaleat. — Für Auszeichnung von Tapferkeit haben sie ebenfalls Belohnungen, als: Adelsbriefe mit der Schenkung mehrerer Ortschaften, kostbare Waffen, Ehrentitel und besondere Auszeichnungen in Kleidung u. s. w.

Bei der holländischen Armee stehen nicht nur Europäer im Solde, sondern auch von den Nachbarinseln, worunter die Maduresen als die besten und getreuesten Soldaten aus Indien genommen, gelten.

Einige javanische Sitten und Gebräuche.

Das Tragen eines Dolches ist allgemein und könnte fast mit dem Degen bei uns verglichen werden. — Büffel- und Hahnengefechte machen oft die beliebtesten Volksbelustigungen aus, — ob sie dieses von den Spaniern und Engländern ererbt? — sie verwetten dabei grosse Summen, ja oft selbst aus Mangel an diesen, ihre Freiheit. — Die Thiere werden vorerst gereizt, indem man beide Hähne auf einander loslässt und wieder neckend entfernt, bis sie auf Leben und Tod an einander gerathen; — der Büffel, der mit dem Tiger den Kampf beginnen soll, wird ge-

reizt mit Stacheln, Dorn u. dgl. und der Tiger dagegen mit heissem Wasser, Feuerbränden, oder wird mit langen Bambusspitzen so lange gekitzelt, bis er in Wuth geräth. — In früheren Zeiten wurden auch Missethäter zu diesem Kampfe auf Leben und Tod verurtheilt. — Manchmal werden auch zwei Büffel in der Brumpfzeit an einander gehetzt, und als Mittel dazu gebraucht man das Weibchen. — Eine allgemein verbreitete Sitte ist das Betel oder

Sirikauen, Makan siri.

Sobald die Pubertätsperiode beginnt, was beim Mädchen mit 10, beim Knaben mit 11 bis 12 Jahren geschieht, werden die Vorderzähne gefeilt, meistens die obern Schneide- und Augenzähne, manchmal auch die der unteren Kinnlade, und man beginnt jetzt das Siri- oder Betelkauen. Auf ein Siriblatt, an Grösse, Farbe und Gestalt ähnlich unsern welschen Nussblättern, wird etwas javanischer Taback gelegt, dazu ein kleines Stück von der Pinangnuss *), ein kleines Stückchen von

*) Frucht der Areka-Palme, sie ist etwas grösser als eine Muskatnuss, zeigt denselben adrigen, marmornen Bruch und hat fast dieselbe Gestalt, der Geschmack etwas herbe, scharf und adstringirend, ist mit einem dicken Baste, gleich einer Kokusnuss, noch umgeben. Bertuch Bd. II. Nr. 8. Pflanzen

terra japonica, und etwas unabgelöschten Kalch; das Ganze wird in das Blatt eingewickelt und in den Mund gesteckt. Durch die Vermischung mit dem Speichel entwickelt sich ein hochrother Saft, der nicht nur den ganzen Mund und Anfangs die Zähne roth färbt, sondern sich auch an den Lippen und in den Mundwinkeln absetzt; nach und nach werden die Zähne braun und endlich ganz schwarz, und je schwärzer, desto schöner. Dieses Sirikauen gehört einigermaßen mit zur Achtung und persönlichem Ansehen, und der Javane fühlt sich nicht wohl, schmeckt ihm der Siri nicht. Wahrscheinlich übt auch, der hie und da verschluckte Speichel durch seine adstringirende Kraft etwas Reiz auf den Magen aus, und befördert die Verdauungskraft. — Reich und arm, vornehm und nieder kaut Siri, sobald es erwachsen ist; und auf die Siridose, Tambat Siri, wird eben so viel verschwendet, wie bei uns auf Tabackspfeifen. Da der hochrothe Speichel hievon überall fleckt, und namentlich in der weissen Wäsche unauflöslich ist, so hat man immer auch ein Tambat Luda, Spuckkästchen in der Nähe der

XXII. fig. 2 liefert eine Abbildung dieses Baumes und fast in natürlicher Grösse die Nuss, nebst ihrem sie umgebenden äussern Bast recht wohl gelungen nach der Natur. Mancher meiner verehrten Leser erinnert sich vielleicht bei meiner kleinen Sammlung den gesammten Siriapparat gesehen zu haben.

Sirikauer. So ein sirigefärbter Mund einer Javanerin ist für den europäischen Geschmack, der durch den Mund stets weiter führt, etwas sehr Abschreckendes, so sehr ihn das Uebrige anspricht, wo die leichte Körperbedeckung mehr sehen, als errathen lässt. — Der Kuss gehört bei den Javanerinnen nicht zu den Freundschaftsbezeugungen, statt dessen — beriecht man sich — ländlich, sittlich, — im Ganzen doch gleich. —

Javanische Musik.

Sie steht gleich ihrer Literatur. Ein Hauptinstrument ist der Gongong, ein schweres, grosses Metallbecken, es hängt frei, wird mit einem grossen Trommelschlegel, der mit elastischem Harze umwunden ist, geschlagen, und gibt einen sehr sonoren tiefen Ton, der mit allen Instrumenten leicht harmonirt, und daher auch meistens die übrige Musik begleitet, besonders weit hört man des Abends diesen Ton. — Der Anklung besteht aus mehreren Bambuspfeifen von verschiedener Dicke und Länge, ähnlich den sogenannten Pansflöten oder Orgeln. — Der Suling, eine Flöte aus einem Bambus oder Schilfrohr gemacht, worin 6 Tonlöcher gebrannt sind, und der Knoten des Bambus als Mundstück benützt. Es gibt dieses Instrument einen Flöten ähnlichen Ton. — Die Krinding, Maultrommel, ist aus einem Stück

Bambus geschnitten, und gibt fast denselben Ton, wie unsere eisernen Maultrommeln *). Ausser diesem haben sie noch einige Ambos und Triangel ähnliche Töne, und einige Saiteninstrumente, aus denen sie aber kaum eine Terz herausbringen können. — Indessen begnügen sie sich doch damit, hüpfen und springen und sind fröhlich dabei. —

Javanische Aerzte, Dukons.

Sie geben ohne alle Naturkunde ihre Arzneien, und sagen, die Gottheiten, Diwata, geben ihnen die rechten Mittel an die Hand, die für diese oder jene Krankheit zu gebrauchen sind.

Um der Schutzpockenimpfung Eingang auf Java zu verschaffen, musste sich die holländische Regierung der Priester bedienen, diese erst dafür gewinnen, dass sie den Nutzen davon ihren Gläubigen bekannt machten und sie beredeten. Die hiefür ausgesetzte Besoldung lockte die Priester an, selbst das Impfgeschäft unter Leitung der Europäer zu übernehmen, und der gemeine Mann, glaubend, dass nur Gutes von dem Priester kommen könne, gab willig seine Kinder für die Vaccine her, unbegrenztes Vertrauen seinem Priester

*) Beide Instrumente, Suling und Krinding, haben vielleicht manche meiner verehrten Leser bei mir gesehen.

schenkend. Diese von der Regierung mit Gewinn und Ehrentiteln beschenkt und geschmeichelt, eiferten für die Impfung, das Wohl der Menschheit so wenig beachtend, als Tausende ihres Gelichters, sondern blos nur darum, weil sie davon Gewinn und Ehre hatten. — Im Jahre 1821 soll sich die Anzahl der Vaccinirten schon beiläufig auf 24,000 belaufen haben, und hat verhältnissmässig von Jahr zu Jahr zugenommen. — O was vermag der Glaube, und der für ihn predigt! — Selig sind, die da glauben! — —

Unter anderm begegnete ich auch mehreren Eingebornen, die an Kopf, Armen, Brust mit einem weissen Flecken bezeichnet waren, und erfuhr, dass dies Patienten seyen, die so mit einer Gattung Reiskrei, Padi maros, bestrichen würden, was ein Universalmittel für alle Krankheiten wäre.

Sehr einfach, aber auch höchst selten nöthig, ist noch ihre Geburtshülfe. Will das Kind seinen bisherigen Aufenthalt nicht verlassen, so sucht eine alte Frau, die als Hebamme gelten kann, das Kind heraus zu locken, indem es ihm Reis vorhält, und zum Essen einlädt; — kommt es nicht, so wird so lange gedrückt, geknetet und gestampft, bis es kommt, oder Mutter und Kind zu Grunde gehen.

Die näher mit Europäern Zusammenwohnenden gebrauchen deren ärztliche Hülfe.

Malayische Sprache.

Sie hat 33 Buchstaben, theils arabischer, theils verschiedener Form, und ist bestimmt in der Aussprache nach ihrem Range im Worte von hinten, vorne oder in der Mitte. — Sie schreiben, gleich den Arabern und Hebräern, von der Rechten zur Linken, wie die meisten Orientalen. Gleich den Arabern haben sie nur 3 Selbstlauter, indem a zugleich e und o werden kann. — Die Declinationen sind keinen Endungsfällen unterworfen. — Das Geschlecht wird beim Menschen durch Lalaki und durch parampuwan, Mann und Frau, bezeichnet, und bei vernunftlosen Geschöpfen durch djantam und betîna, z. B. Radja lalacki heisst ein König, und Radja parampuwan eine Königin; hâjam djantam ein Hahn, und hâjam betîna eine Henne. Die Mehrheit wird ausgedrückt durch Wiederholung des Wortes, z. B. Orang, der Mensch, orang orang, Menschen. — Die Conjugationen haben Zeiten und Personen gleich den Allgemeinen der Sprachen; jedoch wird Tempus, Numerus, Modus nicht durch Endungen, sondern durch eigene Wörtchen ausgedrückt, und im Allgemeinen haben die Redewörter viel Uebereinkommendes mit den sämtlichen orientalischen Sprachen. — Die Gradus comparationis haben sie gleichfalls, so z. B. für den Comparativ die Vorsetzsilbe ter, als kitjil

klein, ter kitjil; für den Superlativ die Vorsetzung von Terlalu, als Terlalu kitjil, gar sehr klein. — Die Pronomina substantiva haben sie gleich andern Sprachen. Für die Syntax gibt es noch wenig grammatikalische Regeln.

Die malayische Sprache ist für den indischen Archipel das, was die französische für Europa; — man kann sich mit ihr durchhelfen. Sie erlernt sich leicht, ist weich, sanft und wohlklingend, und wegen ihrer grammatikalischen Einfachheit für die europäischen Frauen leicht zu erlernen, wozu die alltägliche Uebung mit dem Hausgesinde das ihrige beiträgt. Sie ist jedem Europäer auf Java und den Nachbarinseln unentbehrlich, da die Indianer keine andere Sprache erlernen. Sie stammt ab von Summatra, von da brachte sie ein palembangischer Fürst nach dem asiatischen Festlande, und von da kam sie später nach Malaka. Für Gegenstände, die sie erst durch die Europäer kennen gelernt, haben sie dieselbe Benennung beibehalten, so heisst Espingarda ein Gewehr, weil sie solches von den Portugiesen zuerst sahen. Auch von den Chinesen haben sie einige Wörter entlehnt.

Die Chinesen.

Sie machen eine grosse Anzahl der Bevölkerung von Java aus, und kommen des Handels wegen aus ihrem Lande hieher.

Ihre Gesichtsfarbe ist blassgelb, bei den mehr aus dem Norden stammenden etwas weisser; charakteristisch ist die schiefe Lage der Augen und die meist grossen Ohren; sie haben mehr Anlage zu Fett- als Knochenbildung. Sie wohnen auf Batavia in einem besondern Stadtviertel beisammen, Compong Tjna, chinesisches Dorf, genannt. Sie sind sehr industriös, listig, klug, falsch, geldgierig. Handeln ist ihr Element, gleich den Juden, doch lassen sie sich weit besser, wie diese, für die menschliche Gesellschaft brauchen, sie treiben Handwerke, man findet unter ihnen Schreiner, Schmiede, Schlosser, Wagner, Zimmerleute, Uhrmacher, Zeugschmiede, Schneider, Schuster, Kattun- und Seidenweber, Färber, Porzellainarbeiter, Töpfer u. s. w. Sie arbeiten fast den ganzen Tag, selbst bei der drückendsten Hitze fort, haben aber dabei keine andere Bedeckung auf dem Leibe als eine kurze, leichte Schaamhose, und wenn alles die Strassen verlassen hat und in die Häuser geflüchtet ist, so hört man noch den Hausierchinesen mit seiner Klapper, Klontong, sich ankündigen, und die Stille des Tages unterbrechen. Sehr viele sind Fächter, Geldmäkler, Kaufleute, und sind darin sehr spekulativ. Aber bunt sieht es in so einem chinesischen Laden aus; des Nachts oder Abends sind sie mit grossen papiernen Laternen gleichsam illuminirt. Alles hängt, steht und liegt durch einander und dennoch nicht ganz ohne Sym-

metrie: Damenschuhe, Schinken, Handschuhe, Uhren, Juwelen, Shawls, geräucherte Zungen, Damenkorsette, Herrenbeinkleider, eingelegte Gurken, europäisches Confect, vergoldete Knöpfe, Kleiderausklopfer, eingelegtes europäisches Obst, Aepfel, Birnen, Aprikosen, Küchengeschirr, Pferde- und Wagenzeug, alte Meubles, Makronen, Seifen, Kerzen, alte und neue Eisenwaaren u. s. w., kurz auf einem Trödelmarkte kann es nicht bunter aussehen. Dabei sind sie sehr gesprächig, gastfreundlich, artig, und kaum hat man sich bei ihnen gesetzt, so wird Thee angeboten mit Confect, wovon sie grosse Liebhaber sind; den Thee aber trinken sie so stark, dass es mir nicht möglich war, das kleine Schälchen auszutrinken. Sie sind auch Freunde des Arac und Bodek, letzteres ein Getränk bereitet aus Reis, *oryza glutinosa*, mit Eiern, schwarzem Pfeffer und Capsicum. Im Allgemeinen sind sie grosse Leckermäuler und Wollüstlinge, und viele tausend Gulden werden jährlich von ihnen allein nur für die essbaren Vogel-neste, *hirundo salangana*, verschwendet; doch sind sie bei allem dem stets thätig, emsig, gewerbsam, und können sich im Nothfalle mit sehr Wenigem behelfen. Mit Leidenschaft sind sie dem Würfel und Kartenspiele ergeben, und das monatlich um einige hundert Thaler verpachtete Spielhaus auf Batavia traf ich immer von ihnen besetzt, so oft ich daran vorbei fuhr. Hahnengefechte gewähren

ihnen die grösste Freude, und trotz einem Engländer verwetten sie dabei ihre ganze Habe. Eine andere Leidenschaft ist bei ihnen das Amphion-Opium-Rauchen, womit sie sich oft bis zur Raserei berauschen, und gefährliche Excesse begehen, so dass oft schon die Regierung das Opiumrauchen untersagen musste. — Alle Jahre siedeln sich neue Chinesen in Indien an, um, gleich den Europäern, sich Schätze zu sammeln und dann wieder ins Vaterland zurückzukehren. Die Frauen dürfen nicht ausser Land, so wie dagegen keine ausländische Frau hinein, damit die edle Race nicht verdorben wird, und die Chinesen allein nur die schönsten Frauen der Erde besitzen. Hie und da wird doch geschmuggelt unter Männerkleidung; so liess auf Batavia eine Chinesin ihre kleinen Füßchen sehen. Doch die Douaniers haben das Recht, jeden verdächtigen Passagier genau zu untersuchen, und haben schon manchen ertappt. Viele verheirathen sich ausser Land, und verzichten so auf die Rückkehr, so lange ihre Familie lebt. Die Ehe ist bei ihnen eine heilige Handlung, sie dürfen nur eine ächte Frau haben, aber Beiweiber nach Gefallen, die dann die Dienstmägde der Frau sind. Diese Halbchinesen bleiben hier, verehelichen sich wieder unter sich, und manche hat schon bei einem europäischen Herrn Kammerdienste gefunden, sie sind gesuchter, als die Javannerinnen, und von keiner üblen Körperbildung. Die

Vermischung mit Europäern gibt weisse Farbe, aber am Schädel bleiben die chinesischen Spuren noch unverkennbar. — Die älterliche Achtung der Kinder geht fast ins Uebertriebene, und macht eine Hauptreligionsübung aus. Die Verbrecher hierin werden unfehlbar mit dem Tode gestraft. Mindere Vergehen strafen sie mit dem Schandpfahl, Bockspannen und vor Allem mit Stockschlägen. Die Leichen werden in starken, hermetisch verschlossenen Todtendruhen 6 bis 8 Wochen im Hause behalten, der Leichenkasten wird mit Blumen, wohl auch mit goldenem Laubwerk verziert, mit Wachslöchtern beleuchtet und unter Gebeten bewacht, die Nachbarn und Bekannten kommen zum Opfern herbei; — endlich wird er tief vergraben, und es hält sehr schwer und lebensgefährlich, für die Anatomie einen Chinesenschädel oder Skelet zu erhalten, da sie solches für das schrecklichste aller Verbrechen ansehen, doch: „Allmächtig ist des Goldes Macht, selbst Mohren kann es bleichen.“ — In ihrem Gottesdienste scheinen die Ausgewanderten mehr die Ceremonie als das Wesen zu kennen und zu üben. Sie haben heilige Bücher, die Sitten-, Staatslehre und Gesetze enthalten. Sie nehmen ein höchstes Wesen an, das sich aber nicht mit besonderer Leitung der Schicksale befasst. Neben dem guten Wesen steht auch der Böse, mit einem Buche unterm Arme, um diesen oder jenen zu notiren. Ich sah in jedem Chi-

nesenhouse so einen Hausaltar, und fast in Lebensgrösse sitzt das gute Wesen in einem Armstuhle in schwarzer Kleidung, verziert und verbrämt. Gesicht, Hände und Füße sind übermässig fett und dick, der Blick gutmüthig dumm, und wohlbehaglich selbstzufrieden, für nichts sorgend, um nichts sich bekümmern. Hinter diesem guten Wesen, etwas zur linken Seite, steht der Dämon mit einem Buche unterm Arme und grossen Rollaugen schießt er auf den ihn Betrachtenden hin, während er auch zugleich das gute Wesen anschießt, als wolle er es um Erlaubniss bitten, diesen Untenstehenden in das Buch notiren zu dürfen, — mir fiel dabei unwillkührlich aus dem Buche Job die Stelle ein, wo Jehova dem Satan Erlaubniss gibt, dem Job an allem, nur an seiner Seele nicht zu schaden. — Diesem bösen Wesen opfern sie, brennen ihm besondere Kerzen, von Sandelholzspänen und brennbarem Stoffe zusammengesetzt und Taliapi genannt *), und sagen, dass das gute Wesen ihnen niemals schade, sondern der Teufel es sey, der sie auf alle Weise zu verderben suche, daher man ihn so viel als möglich abkaufen müsse. Ich stand mit bedeck-

*) Habe sie ebenfalls bei meiner kleinen Sammlung mehreren meiner verehrten Leser gezeigt, worauf ich hiemit erinnere, so wie auch auf die chinesischen Spielkarten.

tem Kopfe vor diesem Bilde, während mein Freund und Begleiter im Laden mit dem Chinesen plauderte, als jener zu mir kam und mir sagte, der Chinese liesse mich ersuchen, doch den Hut vor dem Teufel abzunehmen, sonst könnte seinem Hause Unglück widerfahren, wenn der Teufel über meine Unhöflichkeit böse würde. — Ich machte dem Teufel mein Compliment, und lächelnd klopfte der Chinese mich auf die Achsel und sprach „bay tuhan, „brav mein Herr! — Sie haben die Lehre vom grossen Lama, vom Foh und die des Confucius, bei den Fohiers befinden sich die Bonzen, Mönche, die noch körperliche Peinigung üben.

Ihre Kleidung besteht in einer weiten Hose und einer Jacke, die fest um den Hals schliesst und bis über den Bauch hinab zugeknöpft wird, die Kopfhaare sind bis auf einen kleinen Büschel abgeschoren, der mehr am Hinterhaupte als am Scheitel beginnt, und je länger dieser, desto schöner, sie flechten auch noch lange schwarze Bänder in den Zopf, wenn er nicht bis auf die Ferse reichen will. Zur Kopfbedeckung haben sie spitz auflaufende leichte Hüte, von Bambus oder Palmblättern geflochten, während die Malayer eine runde Form hieran haben *), zu Hause aber ein

*) Habe dergleichen bei meinen mitgebrachten Gegenständen, wovon sich Manches noch erinnern kann, sie gesehen zu haben.

leichtes schwarzes Käppchen, auf der Strasse haben sie auch einen Payong, vor den Sonnenstrahlen sich schützend. Die blossen Füße stecken sie in ziemlich plumpe Schuhe. Manche lassen auch einige Barthaare so lang als möglich wachsen. — Von ihren Wohnungen liefert Bertuch Bd. VIII. Nr. 91. Verm. Ggst. CCXIII. ganz getreue Abbildungen, wie sie solche auf Java besitzen. — Sie machen beinahe ein Viertel der Bevölkerung von Batavia aus, haben ihre eigene Verfassung unter dem Schutze der holländischen Regierung, die überhaupt jeder Nation ihre eigenen Sitten und Gebräuche so weit gestattet, als sie sich mit dem Colonialsystem vereinen lassen. Hier gilt es gleichviel, ob dem Teufel oder einem andern Patrone ein Lichtchen aufgesteckt wird, es herrscht vollkommene Gewissensfreiheit, und keiner fragt den andern: wess Glauben bist Du? Jeder verehrt nach seiner Weise seinen Gott, und gibt Gott, was Gottes ist, und dem Holländer die Zinsen.

Im Handel unter sich bezahlen sie mit chinesischen Münzen, Kupfermünzen mit viereckigem Loche, eigentlich mehr Rechenpfennige, oder ähnlich unserm Papierwechsel. Sie rechnen sehr behende an einer eigenen Maschine, Itongan *), und wie mir scheint nach Decimalien. Diese Ma-

*) Gleichfalls unter meinen mitgebrachten Gegenständen.

schine hat mehrere Reihen verschiebbarer Kugeln, in der einen Abtheilung je fünf und fünf, und in der andern zwei; sie besitzen darin solche Gewandtheit, dass der schnellste Kopf- oder Tafel-Rechner ihnen kaum zuvorkommt. Sie schreiben gleichfalls von der Rechten zur Linken, auch manchmal senkrecht, gebrauchen dabei ihren Tusch *), den sie mit einem eigens dazu verfertigten Pinsel *) auftragen. Sie machen verschiedenes und gutes Papier *), das auch in den Kanzleien und Druckereien gebraucht werden kann. Ich sah auch eine Apotheke, die ganz im Style der europäischen eingerichtet war, jedes Fach, jede Büchse signirt, und in gewisser Ordnung aufgestellt; doch verstehen sie die lateinische Receptirkunst nicht. — Ihre Schiffe, auf denen sie hieher geschwommen kommen, werden wir beim Besuche der Rhede kennen lernen. Sie kannten den Magnet früher, wie in Europa, gebrauchten ihn aber nur zu Spielereien; eben so auch das Schiesspulver, woraus sie Feuerwerke machten.

Ausser diesen Bewohnern Javas finden sich noch eine Menge anderer von den benachbarten Inseln, als Baly, Celebes, Sumbawa, Araber, Hindostaner, Juden, und es gewährt dem Fremdlinge nicht geringes Staunen, dies bunte Gewühl und Treiben auf Batavia zum erstenmale zu sehen,

*) Gleichfalls unter meinen mitgebrachten Gegenständen.

dessen Bevölkerung beiläufig 48,000 Seelen betragen mag.

Nachdem ich mich längere Zeit auf Weltevrede und Molenvliet bei meinen biedern Landsleuten Dr. Merklein und Eisinger aufgehalten, und das zweite Jahr mir mehr Local- und malayische Sprachkenntnisse erworben hatte, machte ich manchmal Morgenspaziergänge, und besuchte besonders den

Basar bahru, neue Markt.

Wollen meine geneigten Leser mir folgen, so kann ich Ihnen jetzt schon einen kleinen Dollmetscher machen. — Mit Tagesgrauen kommen die Landleute aus dem Oberlande familienweise herbei. Die Mutter trägt ihren Säugling in ein Tuch geschlungen um die Hüften, auf denen er gleichsam aufsitzt, und der schon ziemlich kräftige Junge lässt sich die Mutternahrung trefflich schmecken, ein Paar grössere Kinder laufen neben her in der natürlichen Kleidertracht, die sie mit auf die Welt brachten, oder höchstens ein leichtes Kittelchen, das sie oft fliegend an sich hängen haben, allzeit hinter seiner Frau geht der schwerbeladene Mann, um seine schwächere Gefährtin nicht zu ermüden, und aus dem Auge zu verlieren; an einem Bambusstabe hängen die schwerbepackten Marktkörbe von den Schultern hinab;

seine langen Kopfhaare sind in ein Tuch, gleich einem Turban, gewickelt, und ein grosser runder Hut schützt ihn vor der Sonne, und beinahe geht er unter dem Schatten desselben, die Oberhälfte des Körpers ist bloss, die untere mit einer Hose oder einem Sarong gekleidet, die Füsse sind bloss, zur linken Seite hat er seinen Golok, langes Messer hängen. Mann und Frau kauen ihren Siri. Nebenbei erblicken wir hie und da einen Grasjungen, der Futter für sein Pferd geschnitten, und es nach Hause trägt, und den Kanal sehen wir wimmeln von Badenden: Männer, Frauen, Knaben, Mädchen von Chinesen, Javanen und Malaien, Büffel, Pferde, Ziegen, Schweine, alles wimmelt bunt durcheinander; dort steht Mann und Weib an der Waschbank, bis halb im Wasser, zieht die Wäsche durch dasselbe und schlägt sie fast bis zum Zerfetzen auf die Bank, jeder Schmutz muss heraus entweder durch Schläge, Seife oder Sonne, und schneeweiss bringt er sie dem Europäer ins Haus, und mancher Schmutzfleck hat sich in ein Loch verwandelt, doch hat dies weniger zu sagen, wenn die Wäsche nur recht schön weiss und geglättet ist; ich musste für hundert Stück, gross und klein, 10 fl. bezahlen, doch im Monatakkord kommt es etwas wohlfeiler. Nun sind wir indessen am Marktplatze angekommen. Bambusstände, Verkaufbuden, Tische, Bänke, überdeckte Gallerien, kleine Wohn-

häuser von handelnden Chinesen, füllen die Ebene des Marktplatzes. Jedes begibt sich auf seinen Posten, und legt seine Waare zur Schau aus. Alles, was Landbau und Fleiss hervorbringt, ist hier beisammen. Rohe und schon zubereitete Esswaren. Hier Nassi koning, gekochter Reis; dabei kerri-ikan, kerri ajam, Kerri mit Fisch oder Hühnern; Sambal; katjang goreng, ein Gemisch von Reis und Bohnen; kwee-kwee, Backwerke von Reis; dort beschäftigt sich in seiner wandelnden Küche der Koch mit seiner Gehülfin; servirt wird auf grossen Pisangblättern, die auch die Stelle des Packpapiers vertreten, und statt des Bindfadens dient langes Gras oder gespaltnes Ried. Dort bietet eine artige Schöne einem Landmanne tubbu, Zuckerrohr an, — er versteht den Wink, und weiss, was er heute Abends zu thun hat. — Hier wird Siri verkauft; da trinkt man Kaffee, dort tuwak, eine Sorte von Palmwein, mit gula djawa, braunem Zucker. Dort sitzen in einer Bude die Opiumraucher beisammen, meist Chinesen, so lange schmauchend, bis sie betäubt einschlummern. Zu diesem Zwecke wird das Opium erst gekocht und gesäubert und mit etwas javanischem Taback vermengt, in kleine Kügelchen geformt, und so geraucht; so zubereitet heisst es Madat. Der Rauch wird mehr verschluckt, als weggeblasen. Da locken uns die herrlichsten Früchte an: Ananas, Pisang, Mangustan, Rambutan, Orangen, Kokus,

Wassermelonen u. s. w. Hier wird Geflügel verkauft; da Haus- und Küchen-Geräthschaften, Koch- und Wasserlöffel *) aus der Kokusschale gearbeitet, Körbchen *) von verschiedener Form aus Bambus geflochten, grosse, kleine, bunte und weisse Matten, Tikar *), die der emsige Javane (doch alle sind sie es nicht) in seiner schattigen Wohnung während der Mittagshitze verfertigt, Frau und Kinder sind ihm dabei behülflich, alles geht aus freier Hand, und ist mit grösster Nettigkeit gearbeitet. Das Material liefert ihnen eine Sorte von Pandanus, Kokus-Palme und langes, starkes Gras. Dort sehen wir Waffen, Krisse, Golok, Klewang etc. Auf dem Fischmarkte finden wir auch noch Austern, Tiram, diese liess ich mir einmal herrlich schmecken mit Pfeffer und Zitronensaft; sie sind grösser, als die ich in Holland ass, schmeckten mir fast besser, während Andere behaupten, die holländischen wären delikater; *de gustibus non est disputandum*. — Ueberall sieht man lachende Gesichter, und man glaubt mehr eine Kirchweihe zu sehen, als einen Markt. Diese Geschäftigkeit dauert den ganzen Tag, Käufer und Verkäufer scheinen sich hier nur zu unterhalten, bis der Abend ein neues Schauspiel eröffnet. Beim Fackellichte nehmen die Topings und Ronggings ihren Anfang, Mas-

*) Auch unter meinen Gegenständen.

keraden und Tänze. Phantastisch ausgeschmückt, reichlich mit wohlriechenden Blumen verziert, tanzen, singen und spielen die Tanzmädchen mit jedem, der Lust hat und ihnen ein kleines Geschenk geben will, — und der heute früh Beschenkte weiss schon, was er mit seinem Zuckerrohr zu thun hat. —

Bei Gastmahlen lassen auch manchmal die reichen Europäer die Ronggings spielen, die sich besonders dazu einüben, und manche Ballettänzerin, wenn auch nicht an Grazie, doch an Gewandtheit übertreffen könnten. In einer leichten Kleidung, die den schlanken Körperbau mehr verschleiert, als bedeckt, und leicht errathen lässt, machen sie die gewandtesten Pas und die sprechendsten Bewegungen, die kein Tricôt bekleidet. Nicht selten finden sie den aufgeregtesten Beifall eines der Gäste.

Meine Reise nach Buitenzorg.

Dieser Ort liegt ungefähr 6 deutsche Meilen von Batavia landeinwärts, oder vielmehr landaufwärts, in einer der gesundesten und schönsten Gegenden Javas, und deswegen auch von dem Generalgouverneur zum Aufenthalte gewählt, der manche Woche ein bis zweimal nach Batavia fährt, wodurch sich eine ordentliche, lebhafte Strasse entwickelt hat. Wöchentlich zweimal an bestimm-

ten Tagen geht ein Postwagen hin und wieder zurück, die Person zahlt 12 Fl. für den Platz und 1 Fl. Trinkgeld. Der Wagen ist sehr leicht und luftig, ähnlich unsern sogenannten Gesellschaftswagen, in denen wir im Sommer spazieren fahren; er ist stets mit 4 Pferden bespannt, die fünfmal gewechselt werden, jedesmal gehen auch 2 Pferdejunger mit, um den Kutscher, der nie wechselt, und gleichsam auch die Stelle des Conducteurs versieht, auf dem Bock zu unterstützen, wenn die Pferde nicht gehorchen wollen, was sehr oft der Fall ist, denn so klein sie sind, so boshaft und eigensinnig können sie seyn. Im Anfange war der Weg sehr beschwerlich, und wegen der vielen wilden Thiere nicht ohne Gefahr; jetzt aber führt eine sehr schöne breite Strasse dahin, das Land ist bebaut und bewohnt, die Gegend selbst ist sehr angenehm, wird immer höher und höher, rechts, links und vor sich hat man kleine Berge, Hügel und Thäler und wogende Reissfelder; alles ist grün, wohin das Auge blickt. Die manchfachen Gesträuche mit ihren Blüthen und Früchten, die riesenblätterigen Pisange, die schlanken Kokuspalmen, die weidenden Heerden von Kühen, Büffeln, Pferden, Ziegen, die Landleute, die hin und wieder auf dem Felde arbeiten, oder in Masse zur Reisernte ziehen, dies alles bietet ein lebhaftes romantisches Schauspiel dar, dass man den Weg zurückgelegt hat, ehe man sichs versieht. Wohin

man blickt, ist alles belebt, und für den Fremdling alles neu. Da begegnen uns Karavanen von Badattiwagen mit Büffeln bespannt, diese Karren haben 2 grosse Scheibenräder, die an der Achse fest sitzen, die sich in einer Kerbe dreht; sie gehen äusserst schwerfällig, und da sie auf der Strasse nicht fahren dürfen, so haben sie neben derselben ihren eigenen Weg, der aber so schlecht unterhalten ist, dass die Scheiben oft bis an die Achse einsinken, doch der starke Büffel lässt ihn nicht leicht stecken, so trüg er aussieht. Dort haben sich einige gelagert, und während die Thiere weiden, bereiten sich die Führer ihre Mahlzeit. Um den Weg von Buitenzorg nach Batavia zurückzulegen, braucht so eine Karavane oft 3 bis 4 Tage, sie führen daher ihre Lebensmittel, Reis, getrocknete Fische und Salz auf diese Zeit mit sich, finden überall ein wenig Holz zum Kochen und für ihre Büffel wächst überall Futter, Wasser finden sie in den Ortschaften. Als ich ein Jahr später das Zweitemal diesen Weg machte, hatte ich das Vergnügen, eine ganze Ortschaft zur Reis-ärndte ziehen zu sehen, gleich unsern Schnittern zogen sie fröhlichen Blickes hinaus, alt und jung, gross und klein. Mädchen vom schönsten Wuchse und kräftig gesundem Aussehen, an der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, was die vollen Blüthenknospen verriethen, die kein Oberkleid verbarg. — Auf jeder Station findet man erfrischende

saftige Früchte, die Pferde werden schnell gewechselt, der Wagen schnell begossen wegen der Hitze, und ohne weitem Aufenthalt geht es wieder im Galopp fort. Die Postmeister sind theils Holländer, theils Deutsche. Hie und da lockt die Neugierde einige Müssige herbei, bieten das Eine oder Andere zum Kaufe an, und wer sie nicht versteht, der ist ein Orang bahru, ein Neuling, bei ihnen; lachend, ihre schwarzen Zähne und rothe Mundhöhleweisend, gehen sie weiter. — Hin und wieder erblickt man, wie aus einem Gebüsch heraus schauend, kleine Ortschaften, durch manche führt die Strasse, und dem Fremdlinge ist es sehr interessant, wenn auch nur im Vorbeifluge, den Javanen in seiner Häuslichkeit zu sehen. — Ueberflüssige Bäche, durch künstliche Wasserleitungen noch vermehrt, schlingen sich durch die üppigsten Fluren, kein Fleckchen, so weit das Auge reicht, zeigt sich undankbar gegen die Bemühungen des Landmannes. — Die Luft ist gleichfalls belebt von herrlich befiederten Sängern, und besonders schaarenweise sind beisammen die Reiskernbeisser, *Loxia oryziphora* (S. Bert. Bd. V. Nr. 81. Vögel LXXIII. fig. 5, ist aber die Röthe des Schnabels und der Füße viel zu matt, der Schnabel selbst an seiner Basis zu dünn, der Uebergang von der Brust zu den Bauchfedern zu grell dargestellt), ich habe deren bei meiner zweiten Zurückkunft mehrere nach Hause gebracht,

sie lassen sich noch am leichtesten transportiren, obwohl mir auch unterwegs viele starben; einmal überwintert, können sie sehr alt werden, sie fressen Reis und noch lieber den Saamen von *Phalaris maxima*. Dort fliegt der schöne, bunte, menigrothe Fliegenfänger, *Muscicapa miniata* (Bert. Bd. X. Nr. 92. Vögel CXV. gut getroffen), da die schöne, blau und schwarz gefiederte *Irene puella* (Bert. Bd. X. Nr. 66. Vögel CXI.), dort die geschwätzige Mainate, *Graculus religiosa* (Bert. Bd. IX. Nr. 7. Vögel LXXXIX.) ich hatte einen lebend an Bord, er ahmte die menschlichen Töne besser nach, als ein Papagei, starb aber leider auf der Reise. — So schauend und überall nur lachende Natur erblickend, so die neuen, seltsamen, nie gesehenen Gegenstände bewundernd, kommt man wie im Fecnfluge nach Buitenzorg. —

Zuerst zeigt sich dem Ankömmlinge das schöne grossartige Schloss des Gouverneurs. Es wurde im Jahre 1745 vom Generalgouverneur von Imhof erbaut. Den weiten Vorplatz, hie und da mit Bambusgebüsch besetzt, beleben Hunderte von zahmen Antilopen und Hirschen. Das grosse Portal decken zwei aufgepflanzte Kanonen, und blaue Husaren halten Wache. Man fährt längs des botanischen Gartens hin, und vor dem Gasthofs hält der Wagen; ich logirte mich bei meinem Landsmanne Dr. Kollmann ein. Wie freudig man von solchen aufgenommen wird, bringt

man ihnen aus dem Heimathlande von den lieben Angehörigen mündliche und schriftliche Nachrichten, lässt sich nicht sagen, ich verlebte einmal 3 Wochen, und das anderemal 3 Tage im höchsten Freudengenusse, den Freundschaft und Natur mir bot. Vier muntere hübsche Knaben, die Freude der Mutter, der Stolz des Vaters, belebten das Haus, sie erfuhren von der Mutter, dass ich vom Grossvater und der Grossmutter komme, sie frugen nach dieser und jenem, nach Onkel und Tanten, und da sie nur malayisch, und ich nur deutsch sprechen konnte, so verstunden wir uns beiderseits nicht, und bedenklich äusserten sie der Mutter, dass es doch bei meiner Grösse und meinem Alter eine Schande für mich sey, nicht einmal sprechen gelernt zu haben, einer davon meinte gar, ich müsste ein grosser Dummkopf seyn, da ich ihn gar nicht verstehen könne, so deutlich er mir alles erkläre; so gab es unter uns oft die possierlichsten Auftritte, und die Aeltern mussten dazwischen treten, sollten wir uns verstehen.

Hier lernte ich auch zwei Landsleute kennen, Herrn Dr. Maklot aus Frankfurt a. M. und Herrn Müller aus Heidelberg, sie waren von einer Expedition an der Südwestküste von Neu-Guinea wieder glücklich zurückgekommen. Es war am 18. März 1830, als wir beim fröhlichen Mahle gesund und wohl beisammen sassen. Dies zur Nachricht für die Familieninteressenten, denen vielleicht diese

Zeilen in Händen kommen sollen, und die oft manchmal den Entfernten für todt betrauern, den die vielzüngige Fama auf die grässlichste Art umkommen liess, während er wohl und gesund im entfernten Lande weilt.

Gehen wir nun in den botanischen Garten. Er ist sehr gross, und fast nach allen Richtungen hin erblickt man das schöne Schloss. Durch die Natur begünstigt, schien hier wohl der beste Platz, es vereint sich die reichste Fruchtbarkeit mit der Kunst, und der nahe gelegene Berg Salak mässigt eben so sehr die Hitze durch seine kühlen Winde, als auch öfterer leichter Regen dem Boden die gehörige Feuchtigkeit verschafft. Der Zweck ist nicht blos die einheimischen Kinder Floras, sondern auch die der Nachbarinseln und Länder hier zusammen zu stellen. Da die javanische Flora ausserordentlich reichhaltig ist, und ihre Kinder um den Fuss des Berges, wie um die Mündung des Kraters in gleicher Fülle prangen, und auf fast unzugänglichen Bergspitzen zerstreut sind, so ist es wohl eine schwere Aufgabe, eine vollständige Flora javanica zu schaffen. An diesem Schöpferwerke hat bereits Herr Dr. Blume, der sich mehrere Jahre auf Java aufhielt, begonnen, und so viel ich weiss, sind schon mehrere Lieferungen in Brüssel erschienen. — Für Spazier- und Irrgänge, für kühle schattige Ruhebänke und für manch andere Bequemlichkeit und Unterhaltung

ist hinlänglich gesorgt. — In der Nähe des Schlosses befinden sich einige Bestien in Käfige eingeschlossen; so sehen wir hier einen Tiger, mit grimmigem Blicke zeigt er seine starken spitzigen Zähne, und bläst, wie eine erzürnte Katze; ihm ist nicht heimisch in seinem engen Hause, mit wilder Mordlust schießt er nach dem Geflügel im Hofe hin, das zu seiner Marter stets ihm vor den Augen herumläuft; dort sind in einem Bassin 2 Kaimans eingeschlossen, träge tauchen sie unter, wenn man sie mit dem Stocke auf ihren Panzer klopfen will, kommen aber bald wieder aus dem schlammigen Grunde zum Vorschein, und machen verdriessliche Augen, dass sie nicht über das Bassin herauf können, in plumper Krümmung gehen ihre Füße vom Körper aus, ihre Augen befinden sich nicht an der Seite, sondern oben am Kopfe dicht bei einander. Hier sehen wir ein Paar weisse und dort ein Paar schwarze Affen eingesperrt, die die possierlichsten Sprünge machen, wenn man ihnen was zuwirft. Früher war auch ein Rhinoceros und ein Elephant da, deren Bälge aber in die europäischen Kabinete abgegangen sind. Der Löwe scheint früher auch auf Java gewesen zu seyn, obwohl man ihn jetzt nicht mehr trifft. Häufiger sind dagegen die Rhinoceros, Tiger, wilde Büffel, Antilopen, wilde Schweine, und Schlangen von der Boa constrictor bis zur kleinsten Coluber.

In der Nähe des Gasthofes, der stets von den Hauptstädtern besucht wird, findet sich auf einem Hügel ein wahrhaft herrliches Naturpanorama. Unter ihm stürzt ein Waldbach hin zwischen Blumen, Gesträuchen und Bäumen, und schlängelt sich lange fort durch ein herrliches Thal, so weit es das Auge nur verfolgen kann; vor uns zieht sich eine Gebirgskette hin, und der Magamendon, Salak und blaue Berg erheben ihre Gipfel bis über die Wolken, und das bewaffnete Auge entdeckt an ihnen die reichste Vegetation, und hie und da Schluchten und Risse von Sturzbächen, die die Regenzeit schwellt; neben und um uns haben wir die schönsten Reisfelder. — Unter dem Schatten hochstämmiger Bäume und Gesträuche, deren wohlduftende Blüthen, deren lachendes Grün Nase und Augen erquicken, stehen die Bambushütten zufriedener, glücklicher Bewohner. Da die Hitze durch die Gebirgsluft hier sehr gemässigt wird, so ist dieser Ort wahrhaft ein Paradies zu nennen, das von mehreren hundert Adamssöhnen und Evastöchtern belebt wird. Nichts gleicht der Schönheit und dem Reize, mit welchem die immer grünende Natur das Auge anlockt, das über diese grüne Landstrecke und Fläche hinschaut, und nur glückliche Bewohner sieht. Ueber diesem grünen Saale der Natur hängen die Wolken überschauende Berge, gleichsam wie ein zierlicher Lüster in einem Prunksaale; und wenn die Reis-

saaten zu grünen beginnen, bilden sie einen lebendigen Gegensatz gegen das dunklere Grün der Gebüsch und Bäume, das dem Auge angenehme Verschiedenheit und sanfte Ruhepunkte darbietet.

Die Anwesenheit des Gouverneurs zieht auch mehrere Beamte hieher, die Anmuth der Gegend lockt viele Particuliers herbei, die sich in der Umgegend die herrlichsten Landhäuser erbaut haben, und im Genusse, den Natur und Kunst vereint bieten, schwelgen können. Auch eine Abtheilung Husaren ist hier garnisonirt, und Buitenzorg kann mit Recht ein kleines Batavia genannt werden.

Essbare Vogelnester.

Auf meinen Spazierfahrten wurde mir auch ein Berg gezeigt, Karang, d. i. Klippe, genannt, der die bekannten essbaren Vogelnester liefert. Im Durchschnitte sollen jährlich 30 Pickel hievon eingesammelt werden, der Pickel hält 125 Pfund und wird von der besten Sorte um 4,000 spanische Matten verkauft, diese ungefähr gleich $2\frac{3}{5}$ Fl. rhein., ergeben sonach einen jährlichen Ertrag von 312,000 Fl., wonach das Pfund auf $83\frac{1}{5}$ Fl. käme. Diese Nester baut eine kleine Schwalbe, *hirundo salangana*, auch *esculenda* genannt, in die Höhlen und Klüfte des Berges, und der Pächter hat nichts weiters zu thun, als eine Anzahl Javanen zu besolden, die Sorge tragen, dass die Ne-

ster nicht von fremden Händen weggenommen werden. Ist die Brutzeit vorüber, und sind die Jungen ausgeflogen, so werden die Nester von den dazu bestellten Javanen eingesammelt; dies ist sowohl mit Mühe, als auch Gefahren verbunden, da sie sich oft in tiefe Schluchten und Höhlen hinunterlassen müssen. Um diese Einsammler hiezu zu ermuthigen, und sie zu gewissenhafter Ablieferung des Ertrages anzueifern, halten die Pächter einige Priester im reichen Solde, um durch religiöse Vorspiegelung die gutmüthigen Gläubigen zur redlichen Besorgung dieses Geschäftes anzu-spornen. Die Europäer vermeiden auch sorgfältig jede Ansiedelung der Javanen in der Nähe dieses Berges, um die Bewachung desselben nicht zu erschweren. Die Chinesen machen hieraus eine grosse Delikatesse, und sie kaufen wohl den gröss-ten Theil davon auf, weil solche sehr starke Aphro-disiaca, und sie von dergleichen Liebhaber sind. Die Nestchen werden zuerst eingeweicht, von den eingewebten Federchen gesäubert und dann mit einigen andern würzigen Zusätzen zu einer gelati-nösen Sauce, oder auf andere Weise zubereitet. Woraus eigentlich diese kleine Schwalbe ihr Nest-chen bereitet, hat man bis jetzt noch nicht aus-gemittelt. Man wollte behaupten, weil sie meist in der Richtung gegen den Seestrand zu ihre Nestchen ankleben, dass sie vielleicht von Mixoden am Strande den Stoff hernehmen, allein da hätten

diese Vögelchen 14 Stunden weit zu fliegen, und wie oft könnten sie wohl des Tages über hin und herkommen? — Nach anderer Meinung sollen Insekten ihnen das Material liefern; doch die wahrscheinlichste von allen ist die, dass der Vogel dieses Nest aus einer ihm eigenthümlichen Secretion verfertige. Bert. Bd IX. Nr. 82. Vogel C. liefert eine Abbildung von dieser Schwalbe, die ich aber weder lebend noch todt sehen konnte, und daher nicht urtheilen kann, ob sie getroffen oder nicht; die Nestchen sind zu dunkel und die sich durchkreuzenden Schleimfäden nicht dargestellt.

Klima und Witterung.

Da die Insel Java nahe am Aequator liegt, und die Sonne daher sehr vertical aufsteigt, so ist die Dämmerung sehr kurz, und Jahr aus Jahr ein geht die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Eine zweite Gleichförmigkeit ist der ewige Sommer, der nur einigermaßen durch die Regenzeit, Westmason, unterbrochen wird, sie beginnt in den Monaten October und November, erreicht im Dezember den höchsten Grad, und endet wieder mit dem Januar. Mit dem April beginnt die gute Jahreszeit, Ostmason, und die Monate Juli und August sind die trockensten, und jetzt steht oft des Nachts der

Thermometer auf 80° Fahr. Im Durchschnitt steht er des Mittags zu Batavia auf 88 — 90°, zu Buitenzorg, das schon näher den Gebirgen liegt, nur auf 80°, auf Samarang erreicht er manchnial eine Höhe von 100°. Gewitter sind sehr häufig, und der Regen ergiesst sich dabei allzeit in Strömen, selten zünden die Blitze, wegen des geringen Gehaltes von Sauerstoff der Atmosphäre. Beinahe die ganze Insel ist ihrer Länge nach von einer Gebirgskette durchzogen, die Spitze derselben sind meistens von Basalt und ihr Inneres noch vulkanischer Natur; so liefert der Gade und Patuha ansehnliche Krater. Der Gunong Guntur, Donnerberg, schleuderte erst noch im Jahre 1818 vom 21. bis 24. October seine Eingeweide gegen Himmel. Auch an Schwefel und heissen Quellen fehlt es auf Java nicht. Unter den bedeutendsten vulkanischen Ausbrüchen gehören 2 im Jahre 1822, der eine vom 8. October, dessen furchtbarer Aschenausbruch und Lavastrom mit schrecklichem Sturmwinde gepaart, Bäume, Häuser, Menschen und Vieh fortriss, und am 14. war die Hitze der Lava noch so gross, dass es höchst beschwerlich war, den am Leben gebliebenen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, 88 Kampongs, Dörfer, mit mehr als 4000 Einwohnern wurden in einen grässlichen Aschenhaufen verwandelt, besäet mit Leichen von Menschen und Thieren. — Der grösste

Ausbruch fand am 27. December statt, wobei ebenfalls viele Menschen ums Leben kamen.

Java verdient wohl nicht den üblen Ruf von ungesundem Klima, den es meistens in Europa hat, im Gegentheil darf man es dem südlichen Himmel desselben gleich stellen. Wenn auch ehemals Batavia das Grab Tausender war, so ist diese Ursache jetzt gehoben. Die Kunst kann der Natur zu Hülfe kommen, Sümpfe wurden ausgetrocknet, Wildnisse umgehauen, die Gebäude dem Luftzuge hingestellt, Strassen angelegt u. s. w. Wie hat sich Deutschland seit Tacitus Zeiten umgeändert! Java wird mit der Zeit ihm in dieser Gradation nicht nachstehen. — Die Cholera morbus wüthet vielleicht jetzt in Europa eben so stark, wie jemals in ihrem Mutterlande. Dr. Jonson, ein englischer Arzt, sagt in seinem Werke: „Ueber den Einfluss des tropischen Klimas,“ dass die meisten Europäer in Indien mehr an Uebermaass körperlicher Genüsse, als an nachtheiligen Einflüssen des Climas zu Grund gehen. — Ich habe Greise gesehen, die tief in den 60ger Jahren noch frisch und munter waren, wie sie es kaum hätten in ihrem Mutterlande seyn können. Ich habe sehr viele, kräftige, gesunde Europäer kennen gelernt, die bei mässiger Lebensweise nicht den geringsten Einfluss des Klimas empfunden haben. Der Schwelger wird auch in Europa nicht alt. Chronische Krankheiten, beson-

ders der Brustorgane sind höchst selten, dagegen häufiger die der Digestionsorgane in chronischer und akuter Form. Syphilis ist sehr bekannt. —

Producte.

Unter allen Thieren ist dem Javanen wohl das nützlichste und zu seiner Feldarbeit unentbehrlichste der Carbauw, Büffel, *Bos bubulus*. Er ist so an ihn gewöhnt, dass man ihn den Lebensgefährten des Javanen nennen kann. Er hat die Grösse unserer Ochsen, sehr starke, weit auslaufende Hörner, meistens aschgrau von Farbe, sieht sehr träge aus, ist aber doch sehr arbeitssam und gutwillig, und wird nicht leicht seinen Karren stecken lassen, hat daher selten die Peitsche nöthig, weiss seinen Weg, den er einmal gegangen, wieder zu finden, während der Führer oft in dem bedeckten Badatti-Karren einschläft, an Ringen durch die Nase gezogen, werden sie leicht von einem Kinde geleitet. Der Javane ist sehr vertraut mit ihm, und darf unter seinen Füßen einschlafen, das Thier wird seinen Herrn schützen, dagegen kennt es weniger den Europäer, der darf wohl seine Nähe meiden, ich war bei meinen Morgenspaziergängen allzeit froh, wenn uns eine Hecke oder ein Graben trennte, denn die falschen Blicke schienen mir nichts Gutes zu sagen. Die Pferde fürchten sich sehr vor ihnen,

und werden oft scheu, daher die Büffelfuhrwerke eine eigene Strasse neben der Landstrasse her haben, um so nicht mit ihnen in Berührung zu kommen. Der Carbauw nimmt es oft im Kampfe mit dem Tiger auf, und weiss solchen mit den Hörnern zu spiessen. Er badet sich sehr gerne, wenn ihn aber die Insekten zu sehr verfolgen, so wälzt er sich gleich den Schweinen in einer Pfütze, um vor ihren Stichen gesichert zu seyn. Die Kuh ist etwas kleiner, ihre Milch gibt auch Butter und Käse, und das Kalb liefert gutes Fleisch. Da sie schaarenweise in der Wildniss herumlaufen, so sucht man sie auf folgende Art zu fangen: Hat man ein Büffellager ausgekundschaftet, so umgibt man es mittelst Stricke und Pfähle mit einer Art Pferche, zu der eine trichterförmige Oeffnung mit einer Fallthüre führt, die beim leichten Druck aufgeht, und sobald das Thier darin ist, von selbst wieder zufällt. Hat man nun diese Vorrichtung fertig, so wartet man den Zeitpunkt ab, wo die Heerde wieder beisammen gelagert ist, umzingelt sie nun, und sucht sie mit einemale durch Geschrei und Getöse aufzuschrecken, und sie so durch die trichterförmige Oeffnung in die Pferche zu jagen. Hier werden ihnen von, auf Bäumen oder andern Vorrichtungen versteckten Büffeljägern Stricke um die Hörner geworfen, sie nach einem Baume oder Pfahl hingezogen, und festgebunden; nun werden ihnen

die Ohren verstopft und die Augen verbunden, und so lassen sie sich ohne Widerstand in den Stall führen. Manche werden schon in 4 Wochen so zahm, dass sie mit den zahmen auf die Weide gelassen werden können. Einige aber bekommen das Heimweh nach der Freiheit, und sterben, wenn man sie nicht mehr frei lässt, man schenkt ihnen solche öfters der Fortpflanzung wegen, manchmal aber werden sie auch geschlachtet. Die zahmen Büffel vermehren sich auch im gezähmten Zustande.

Das Rind ist auf Java sehr klein, und die Kühe geben bei weitem nicht die gute Milch, wie in einigen Ländern Europas. An frischer guter Weide fehlt es diesen Thieren nicht. Gutes Rindfleisch ist selten auf der Mittagstafel zu treffen.

Die Pferde sind gleichfalls von sehr kleiner Race, aber äusserst lebhaft, jedoch bald ermüdet. Grösser sind die von Makassar. Auch Araber und Perser findet man hier. Zu Reitpferden benutzt man durchgehends Bastard-Araber und Perser.

Das Geflügel ist sehr zahlreich, Hühner, Tauben, Fasanen, Enten, Gänse, Pfauen im Ueberfluss.

Einen guten Artikel für die Speisekammer liefern die zahmen und wilden Schweine. Sie sind viel kleiner als die unsrigen, das schwerste wiegt kaum über 50 Pfund; ihr Fleisch ist sehr zart, wenig fett und daher äusserst schmackhaft. Sie ertragen den Seetransport sehr leicht, desswegen

sie häufig auf der Heimreise die Schiffe mit frischem Fleische versehen müssen. In geringerer Anzahl sah ich die Ziegen und Schaaf. Die Jagd bietet Hasen, Kaninchen, wilde Schweine, Antilopen, Hirsche; dann wilde Affen, Papageien, Kasuars, wilde Büffel, Rhinoceros, Königstiger, Schlangen. u. s. w. Die Tiger-, Rhinoceros- und Büffeljagden müssen immer in grossen Parthieen unternommen werden, und sind nicht ohne grosse Gefahr. Die Javanen treffen mit ihren Picken und Speeren oft sicherer das Rhinoceros, als der Europäer mit seiner Kugelbüchse. Wird so ein Thier nicht tödtlich getroffen, so rennt es in gerader Richtung woher die Verwundung kam, wüthend fort, und was ihm in Weg kommt, wird zernichtet. Brt. Bd. II. Nr. 67. Vierf. Th. XLI, liefert auch eine gutgelungene Abbildung von einem javan. Eichhörnchen, *Sciurus javensis*, sie lassen sich sehr leicht zähmen, ich hatte zwei derselben lebend mitgenommen, beide aber kamen um; so auch meine beiden Affen, Gakadu und Lori. Es hält überhaupt nicht so leicht, solche Thiere lebend nach Europa zu bringen, als man glaubt, und ihre Pflege macht viele Mühe, besonders wenn man nicht den gehörigen Raum dafür hat. Viele Unterhaltung indessen gewähren die possierlichen Affen, und die geschwätzigen Papageien.

An Amphibien und Insekten ist kein Mangel,

und unter letztern sind besonders lästig die Musquitos, ähnlich unsern kleinen Schnacken, die uns auch manche Sommernacht die Ohren umsausen. Ihr Stich ist sehr schmerzend, doch nicht gefährlich, wie der des Scorpions und Tausendbeins. Bert. Bd. I. Nro. 15, Insekten, liefert eine getreue Abbildung eines Scorpions, und Bd. II. Nr. 79, Insekt. IX einen Scolopendra morsitans, und Bd. X. Nr. 79, fig. 5 einen Julus maximus, wie ich sie auf Java sah. Indessen hat man von allen diesen wilden Thieren und Ungeziefern bei weitem nicht so viel zu befürchten und auszustehen, wie diess gewöhnlich von Abentheurern in die Welt hinaus posaunt wird, um sich damit bedeutend zu machen; mich haben blos die erste Nacht die Musquitos zerstoichen, weil ich aus Unwissenheit die Gardinen um mein Bette aufgemacht hatte, die zweite Nacht war ich schon klüger. Wird hie und da eines durch einen Scorpion oder Tausendfuss gestochen, von einer Schlange oder einem Tiger angefallen, so ist diess gerade so selten, als bei uns Jemand auf eine giftige Natter tritt oder von einem wüthenden Hunde gebissen wird. Die Möglichkeit ist gegeben, jedoch sind die Fälle nicht dem Hundert nach aufzuzählen. Europa hat auch seine Ungeziefer und reissende Thiere, und ich bin überzeugt, eher fällt in Deutschland eine Stubenfliege in die Suppenschüssel, als auf Java eine Musquitos. Je mehr

der Mensch haust und wirthschaftet, desto mehr fliehen ihn die Thiere; wo der Kehrbesen fleissig reinigt, da werden sich bei uns keine Spinnen ansetzen. —

Aus dem Pflanzenreiche wollen wir nur einige durchgehen, deren Früchte wir zum Theil auch im Vaterlande geniessen und zwar vor allem den

Kaffeebaum.

Bert. Bd. I. Nr. 10 liefert eine gute Abbildung, so wie auch vom Zuckerrohr. Er ist ein kleiner Baum, von der Grösse und Dicke unserer kleinen, jungen Kirschbäume, auf Java erst seit 1718 angepflanzt, wo er von Bengalen hergebracht wurde, und hat sich bald so stark vermehrt, dass man jetzt jährlich über 20,000 Zentner Kaffee ärnten kann. Er muss regelmässig angebaut und gepflanzt werden, und damit er nicht zu viel Sonnenhitze erhalte, pflanzt man in die Kaffeeärten auch zwischen jede Reihe einige grössere Schatten gebende Bäume. Je mehr die Plantagen von Zeit zu Zeit von Unkraut gereinigt werden, und je besser der Boden, desto reichlicher und besser wird die Aerndte. Gewöhnlich schon im zweiten Jahre trägt der junge Baum die ersten Früchte, und dann in der Regel jährlich dreimal. Seine Blüthe ist hellweiss. Wenn die

Frucht, die viel Aehnlichkeit mit unsern Kornelkirschen hat, eine dunkelrothe Farbe bekommt, so ist sie zum pflücken reif, dabei muss man die Vorsicht gebrauchen, die Blätter nicht mit abzureissen, sonst würde er das folgende Jahr blos Laub erzeugen. In jeder Hülse befinden sich 2 Bohnen, die mit ihrer platten Seite aneinander liegen. Um diese Hülse loszukriegen, werden die Bohnen an der Sonne mehrere Tage lang, oder auch am Feuer getrocknet, sie springt dann auf, und fällt durch mässiges Stampfen leicht ab. Der Kaffee wird gesäubert, die weissen, schwarzen und beschädigten Bohnen ausgeschieden, und als geringere Sorte verkauft, die grossen gelben Bohnen liefern den bekannten Javakaffee. Auf den Bergen trägt der Baum 20 Jahre lang, auf Flächen und in Thälern kaum die Hälfte Zeit. Je älter der Baum, desto blassgelber oder bräunlich wird die Frucht, und die braunen Bohnen werden für die besten gehalten. Sobald nun der Kaffee getrocknet ist, so bringt ihn der javan. Landmann in die holländischen Magazine, und erhält dafür einen festgesetzten Preis, von $2\frac{1}{4}$ Zentner ungefähr 7 bis 8 fl. und bei weiterer Entfernung eine mässige Vergütung für den Transport. Diese Bezahlung scheint freilich sehr gering, allein der Landmann hat auch wenig europäische Bedürfnisse und Luxus kennen gelernt, und ist zufrieden mit dem, was sein Boden ihm liefert. In

Säcken zu $1\frac{1}{4}$ Zentner, Pickel genannt, eingenäht mit der Jahreszahl darauf gezeichnet, wird der Kaffee in den Packhäusern und Magazinen aufbewahrt, bis er mit den Schiffen nach Europa abgeht.

Das Zuckerrohr, Tubbu auf malayisch.

Es erreicht eine Höhe von 8 bis 10 Fuss und man unterscheidet verschiedene Sorten, die einen mehr oder minder weissen Zucker liefern. Die Eingebornen essen das Ried ohne Zubereitung; die Chinesen machen schon Zucker daraus. Er kommt bloss roh ausgepresst nach Europa, wo er erst in den Zuckerraffinerien so zubereitet wird, wie er bei uns im Handel vorkommt, und wer solchen haben will, muss ihn erst wieder von Europa kommen lassen, da auf Java noch keine Zuckerraffinerie angelegt ist.

Der Reisbau.

Der Reis, *Oryza sativa*, (Bert. Bd. II. Nr. 45. Pflanz. XXXV. fig. 3. ist schlecht getroffen) wird auf verschiedene Art angebaut. Ein wüster Platz wird mit der Asche der auf ihm verbrannten Gesträuche und des Wildgrases, das oft über 4 Fuss hoch wird, gedüngt, der Boden wird nur etwas umgehauen, und beim Beginn der Regenzeit der

Reis ausgesät, der alsdann bei der trockenen Jahreszeit wieder eingesammelt werden kann. Dieser Anbau erfordert die mindeste Arbeit, und ist bei den wenig gebildeten Bergbewohnern noch gebräuchlich. Eine andere Weise ist Umpflügen des Bodens, der nicht unter Wasser gesetzt werden kann, dies sind dann die trockenen Reisfelder, Ladangs, zum Unterschiede von den nassen, Sawahs; diese Bepflanzung liefert nur eine Aernte. Eine dritte Weise ist das Versetzen der jungen Reispflanzen in einen zubereiteten und bewässerten Grund, wozu die Regenzeit benützt wird. Diese Reisfelder müssen stets unter Wasser gehalten werden. Die vierte sehr allgemeine Art ist, durch künstliche Wasserleitungen, Silukams, die Reisfelder zu bewässern. Diese Behandlungsweise liefert die meisten Aernten, und während dem ein Grundstück gepflügt, oder umgehauen wird, wird auf einem andern gesät, auf einem dritten verpflanzt, auf einem vierten steht das Gewächs in Blüthe, auf einem fünften in Reifheit da, und auf einem sechsten wird geärntet, wobei sie Halm für Halm mit einem Messer abschneiden, in runde Büschel binden, und nach Hause tragen. So ein gefälliges Schauspiel sah ich auf meiner Reise nach Buitenzorg. Wenn der Reis noch im Halm ist, heisst er Padi, gedroschen Bras, und gekocht Nassi. Um den Reis gänzlich von seiner Hülse zu befreien, wird er in

einem grossen hölzernen Mörser, Tombok, mit einem hölzernen Stempel gestampft, was sehr ermüdend ist. Vor jeder Hütte steht so ein Tombok. Die Ergiebigkeit des Reises hängt sehr von dem Boden ab, der schlechteste gibt 25fach, der beste 100fach wieder. Der Javane unterscheidet mehrere Reissorten, als: Padi Bedal, P. Ketang, P. maros. Ersterer wird gewöhnlich gegessen, zweiterer zu Backwerken gebraucht, letzterer gilt als Universalheilmittel. Der Bergreis hat mehr Aehnlichkeit in seinen Halmen mit unserm Hafer, der Sumpfreis ähnelt mehr der Gerste.

Aus dem Reis bereitet man den bekannten

A r a k.

Hauptsächlich von Padi ketang, *oryza glutinosa*. Es wird ein bestimmtes Quantum mit Wasser übergossen, mit einem Zusatz von Palmwein, molossa tubac, in Gährung gebracht. Durch mehrmaliges Ab- und Uebergiessen, Gährung und Destillation werden dreierlei Sorten von Arak bereitet, und die Bereitung der ersten und besten Sorte erfordert einen Zeitraum von 10 Tagen. So wie ich ihn auf Batavia sah und trank, habe ich ihn zu Hause nie gekostet. So rein, ohne Zusätze und Beimischung, die er gewöhnlich im Handel erhält, ist er ein sehr angenehmes, geistig-aromatisches Getränk.

Von den köstlichen Südfrüchten mundete mir besonders die Ananas. Ihre vortreffliche Mischung von Süßem, Säuerlichem, Geistigem und Gewürzhaftem hat für den Neuling ausserordentlichen Reiz, der von sehr nachtheiligen Folgen werden kann, wenn man darauf Wasser trinkt, was besonders häufig bei den neuangekommenen Soldaten geschieht. Sie sind sehr wohlfeil und kosten kaum so viele Pfennige, als bei uns Gulden, ohnerachtet sie viermal grösser und besser sind. Sehr dick abgeschält, in Scheiben geschnitten und mit Zucker und Wein genossen, sind sie delikat, und ähneln fast im Geschmack unsern Erdbeeren. Bert. Bd. III. Nr. 27. Pf. LVII. liefert eine recht trefflich gelungene Abbildung der Blätter, Blüthen und Frucht. Die Blätter geben auch einen Faden, zum Weben und Nähen. So herrlich auch die Ananas jedem schmeckt, so wird sie doch bei weitem übertroffen, durch die noch saftreichere und schmackhaftere Mangostan, *Garcinia mangostana*. Das weisse, saftige Fleisch, der äusserst angenehme Geschmack erhebt diese Frucht zur Königin von allen, welchen Vorzug ihr gewiss jeder Fremdling gerne einräumet. Man kann sich nicht leicht einen Nachtheil zuziehen, wie bei der Ananas, und selbst die gefährlichsten Kranken dürfen sie geniessen. Bert. Bd. III. Nr. 76. Pfl. LXVIII. liefert eine ziemlich gute, richtig getroffene Blüthe, und

Bd. VI. Nr. 24. Pfl. CVI. sehen wir sie recht vollkommen abgebildet, nur dürften bei der aufgeschnittenen Frucht a und b die Ränder der Schalen schöner braunroth seyn, und das in 6 Fächer getheilte Fleisch ist hier nicht weiss genug dargestellt, so sehen sie aus, wenn sie schon ziemlich lange vom Baume sind, allein frisch sind sie so weiss, als Schnee. Die zellige rothe Schaale, von Aussen mehr kastanienbraun, enthält viel Gerbestoff, und eine Abkochung von ihr wird zur Verstärkung der schwarzen Farbe gebraucht. Der Pisang erreicht eine Höhe von 15 bis 20 Fuss, und zwar manchmal schon in einem Monat. So wie ein Zweig Früchte getragen hat, so stirbt er ab, indessen schon wieder ein anderer Zweig von derselben Grösse aus dem Grunde aufgeschossen ist, der ebenfalls Früchte trägt. Man zählt bis 18 verschiedene Sorten Pisang, von denen der kleinere goldfarbige und der grüne für die besten gehalten werden. Die Frucht hängt in grossen Büscheln, oft zwei bis dreifach übereinander, und bildet so gleichsam ein traubenförmiges Aussehen, ist sehr gross und schwer, und da man auch aus Pisang ein weinartiges Getränk bereiten kann, so haben vielleicht die Männer aus dem gelobten Lande so eine Pisangtraube, an der wohl, von der grossen Sorte, zwei zu tragen haben, mitgebracht, und es für eine Weintraube angesehen, — Errare est humanum. — Die Frucht

hat eine längliche, etwas gekrümmte Form, von der Dicke und Länge eines Mannesfingers bis zu einer Länge von 5 Zoll und 1 Zoll im Durchschnitt. Wenn die Frucht reif ist, wird die äussere dünne, weiche Schaaale gelb, und lässt sich sehr leicht von dem Fleische abschälen, dies sieht mehlicht, weiss aus, ist sehr schmackhaft, süss, erfrischend und sehr nahrhaft, ohne Kern oder Kernhaus, was bei unsern Birnen und Aepfeln. Sie ist sehr unschädlich und wie die Mangostan für Säuglinge und Kranke geniessbar. Bert. Bd. III. Nr. 7. Pf. LII. liefert eine gutgelungene Abbildung von der *Musa paradisiaca*, Blätter, Blüthe und Frucht sind sehr gut getroffen; da die Blätter sehr gross sind, so werden sie oft vom Winde zerschlitzt.

Die Rambustan, *Nephelium echinatum*, ist gleichfalls eine sehr schmackhafte Frucht. Bert. B. VI. Nr. 42. Pfl. CIX. liefert eine wohlgelungene Abbildung hievon.

Man hat Versuche gemacht, mehrere Früchte in Zucker einzusieden und sie nach Europa zu versenden, allein das aromatische geht dabei ganz verloren, und den eigenthümlichen Geschmack verhüllt der Zucker. — An Gewürzen ist auf Java kein Mangel, was nicht einheimisch ist, kommt von den Molukken herbei. — An Küchengewächsen zeichnen sich besonders die Phaseoli aus, sie kommen unter allen am besten fort; aber die Kar-

toffeln kommen den unsrigen an Güte nicht gleich; dagegen sind die Bataten, *Convolvulus Batatas*, zu Hause. Sie haben einen süssern Geschmack, als unsere Kartoffeln, sind gewöhnlich grösser und von langer Form und sehr reichhaltig an Mehl und Zuckerstoff. Bert. II. Nr. 3. Pfl. XXII. liefert eine Abbildung, nur ist fig. 2 die Knolle etwas zu klein und zu roth dargestellt. Es gibt mehrere Gattungen, zu ihnen gehören auch die *Dioscorea alata*, *Ocymum tuberosum*. — Fast alle Küchengewächse, mit Ausnahme einiger wenigen, kommen hier fort. — Der spanische Pfeffer, *Cap-sicum*, spielt eine grosse Rolle bei Tisch, er wird von vielen Europäern roh gegessen. — Den Mangel an Getraide, das wohl auch gedeihen würde, ersetzt der Reisbau und der Mais, der sehr gut fortkommt und ergiebiger ausfiel, als alle andere Getraideversuche. — Wein wird nicht gebaut, kommt aber von allen Ländern Europas herbei und unterhält den Tauschhandel. — Tabak wird jetzt sehr häufig angepflanzt, und meist zu Cigarren versponnen.

Von ausgezeichnetem Nutzen für den Javanen sind noch die Palmen, als

Der Kokus *nucifera*,

beim Malayen *Pohon kalapa* genannt. Ein sehr schlanker, äusserst schöner Baum, der eine Höhe

von 60 bis über 100 Fuss erreicht, und meist ganz senkrecht dasteht. Der Stamm ist ohne Aeste und Zweige und nur auf der Spitze mit einer herrlichen Krone versehen, deren langgezackte Blätter eine Länge von 10 — 12 Fuss erreichen. Unter diesem Busche, rings um den Stamm herum sitzen die Kokusnüsse. Erst im fünften Jahre trägt er Früchte. Die Nuss wird sowohl jung als auch alt genossen, sie erreicht die Grösse eines Menschenkopfes, ist im frischen Zustande sehr schwer, und es ist wohl sehr gut, dass der Baum keinen Schatten gibt, der allenfalls zum Schlummer unter ihm einladet, denn wer von einer Kokusnuss getroffen würde, steht nicht mehr unbeschädigt auf. Obwohl sie an starken Zweigen festsitzen, so werden sie doch manchmal vom Winde herabgeweht. Um sie zu pflücken, hauen die Javanen mit ihrem Golok Kerben in den Stamm, und klettern so hinauf. Die Nuss ist von aussen mit einem 3 Finger dicken Baste umgeben, welcher zu Stricken *), Kehrbesen *) u. dgl. verwendet wird. Nach diesem Baste kommt man auf die hölzerne Schaale, die da, wo die Nuss fest sitzt, drei Vertiefungen hat, die leicht angebohrt werden können, um das frische, etwas süsse schmeckende Wasser zu erhalten; es ist im jugendlichen Zustande krystall hell und füllt die

*) Wie ich sie unter meinen mitgebrachten Gegenständen vorzeigte.

ganze Höhle der Schaale aus, nach und nach verdickt sich ein Theil desselben, und setzt sich als weisser Kern rings um an. Dieser Kern schmeckt fast zwischen Mandel und Nusskern, gibt zerstoßen einen milchigen Saft, der in der Küche zu dem bekannten Kerri, auch in den Arak-Brennereien als Zusatz gebraucht wird; auch wird Oel daraus gepresst. Bis die Nüsse nach Europa kommen, ist der Saft meistentheils schon vertrocknet oder ganz trübe und ranzig geworden, die weisse Substanz oder der Kern ist bei weitem nicht mehr so milchig, sondern mehr trocken und lederartig von Geschmack. Durch Einschnitte in den Stengel der Nuss, wenn solche noch sehr klein ist, erhält man den Palmwein, 'Tubak, der durch ein Bischen Reisteig in leichte Gährung gebracht wird. Aus der harten Schaale der Nuss werden Schüsseln *), Löffel *) und allerlei Küchengeräthe verfertigt. Aus den Blättern werden mancherlei Flechtwerke bearbeitet, das sehr feste Holz wird zu verschiedenen Dingen verbraucht. So liefert dieser Baum dem von der Sonnenhitze gequälten Tropenbewohner in einer einzigen Nuss Speise und Trank zur Genüge, er wird darum fleissig angepflanzt, und so ein Kokushain liefert einen herrlichen Anblick, gleich

*) Wie ich sie auch unter meinen mitgebrachten Gegenständen vorzeigte.

unsern schönen, schlanken Birkenwäldern, *Betula alba*. Bert. liefert mehrere Abbildungen von Palmen, so Bd. II. Nr. 47. Pfl. XXXVI. die *Cocus nucifera*. Der Baum ist recht gut getroffen, jedoch die Nuss erscheint von Aussen nicht faserig, sondern glatt. Bd. XI. Nr. 92. Pfl. CLXXIX. die doppelte Kokusnuss *Lodoicea seschellarum*, recht gut getroffen. Von nicht minder vielfachem Nutzen ist

Der Bambus, *Arundo bambus*.

Er ist in der Hauswirthschaft des Javanen unentbehrlich, denn von ihm baut er seine Hütten, umzäunt seinen Hofraum, baut Brücken und Stege, macht daraus Balken und Pfeiler, all sein Hausgeräth, Waffen, Werkzeuge für den Landbau, Geräthschaften für Jagd und Fischerei, sogar Flösse und Nachen, mit einem Worte Alles, was er braucht. Dieser Baum erreicht eine Höhe von 40 — 50 Fuss, steht nie allein, sondern um seinen Stamm schiessen oft 20 und mehrere kleine Stämme hervor. Das Holz ist sehr hart und von innen stufenweise hohl bis zu einem Knoten, ähnlich wie unsere Getraidhalmen von einem Knoten zum andern hohl sind. Die Entfernung dieser Knoten beträgt 1 bis 2 Fuss. Da man nur diese durchzustossen braucht, so hat man leicht eine Röhre zu Wasserleitungen. Die Blüten-

knospen werden in Essig eingelegt, und als sehr delikates Gemüse auch nach Europa versendet. So hart der Bambus ist, so lässt er sich doch sehr leicht spalten oder schleissen, und die Javanen verfertigen die schönsten Körbe und mancherlei niedliche Flechtwerke daraus. Man macht aus ihnen auch Flambeaux (obor malay.), deren man sich des Nachts statt der Laternen bedient.

Der Papierbaum, *Morus papyrifera*.

Aus dieser Pflanze, auf malay. Deluwang genannt, bereiten ausschliesslich nur die Priester Papier, und zwar aus dem Baste des noch sehr jungen Baumes. — Dieser Bast wird eingeweicht, bis seine Epidermis abgeschält werden kann, inzwischen wird der immer noch im Wasser weichende Bast mit einem hölzernen Hammer breit geklopft, ist er nun gehörig macerirt, so werden mehrere Bastbündel auf- und nebeneinander gelegt, und durch anhaltendes Klopfen mit einander vereinigt. Je sorgfältiger dieses geschieht, und je gleichmässiger die Fasern zertheilt werden, desto schöner wird das Papier. Das zum Schreiben wird in Reisswasser getaucht und dann geglättet, das zum Einpacken bestimmte erhält diese Polierung nicht. Es schreibt sich sehr leicht darauf, und ist beinahe so hart, wie Pergament; ich habe mehreres davon mitgenommen und verbraucht.

Der Upas, *Antiaris toxicaria*.

Man erzählt sich selbst auch auf Java so viel fabelhaftes, dass es schwer ist, das Wahre hiervon herauszufinden. So sollen in der Nähe dieses Baumes alle übrigen Gewächse absterben, ebenso auch die Thiere die sich ihm nähern, ja selbst sogar die Vögel, die seinen Dunstkreis noch berühren, sollen todt niederfallen; daher ringsum verfaulte Gerippe zerstreut liegen sollen. — Alles dieses wird theils behauptet, theils bestritten. Es ist dieser Upas ein sehr hoher Baum, sein Saft soll jedoch nicht giftig seyn, sondern es erst werden durch den Zusatz des Saftes einer gewissen Schlingpflanze, Strichnostiente, welche Zubereitung nur einige von den Javanen kennen, und damit ihre Waffen vergiften. Dass man früher Todesverbrecher zum Einsammeln dieses Upas-Giftes bestimmt habe, soll wahr sein. Er erreicht eine Höhe von 70 bis 80 Fuss, hat eine weissgraue Rinde, und durch Einschnitt in dieselbe fliesst der giftige Saft aus, der dann in der Luft hart und braun wird. Der Baum kommt auf ganz Java, jedoch insbesondere in den östlichen Provinzen vor, und da allein besitzt man ausschliessend die von den Priestern erfundene Giftmischung. Nach angestellten Versuchen stirbt bei gleichem Grade der Vergiftung und Verwun-

ding ein Büffel nach 2 Stunden, ein grosser Hund nach 26 Minuten, eine Maus in 10 Minuten und ein kleiner Affe in 7 Minuten. Die Javanen kennen diesen Baum sehr genau. Ohne Berührung mit seinem Saft soll er keinen Nachtheil bringen.

Haben Sie mich nun, meine werthen Freunde und Leser, in und um Batavia und Buitenzorg herum begleitet, so folgen Sie mir auch auf

Die Rhede,

wohin mich manchmal Patienten auf dem Schiffe riefen. Wir fahren des Morgens frühe hin, ehe vor die Sonne ihre Strahlenpfeile auf uns abschiesst. Wir steigen nun am Zollhaus in Nachen ein brauner Douanier fragt uns auf malay. ob wir nichts Vermautbares bei uns führen, wir öffnen ihm die Körbe, er sieht, dass es nur Esswaaren sind, und lässt uns ungehindert die Ruder ansetzen. Ein durch einige tausend Pfähle eingedammter langer Kanal führt in See, dieser Kanal selbst ist mit Fahrzeugen javanischer Art besäet, und wir sehen auf mehreren derselben kleine Familien wirthschaften, hier einige mit der Angel, dort einige mit den Netzen Jagd machen nach den Fischen. Indessen müssen wir manchmal unsere Blicke wegwenden und die Nase zuhalten, wenn wir gerade an einem Aas vorbeifahren, das die Fluth ohne polizeiliche Erlaub-

niss in den Kanal hineintreibt, und so ein Karbau, Kuh, Pferd, Ziege, Hund u. dgl. kann oft wochenlang hin und her schwimmen, bis ein hungriger Caiman, Krokodill, es aufgezehrt, und die kleinen braungefiederten Aasvögel haben zu lange zu picken an einer so grossen Portion. Inzwischen sind wir aus dem Kanal gekommen, und auf den gelbsandigen Wogen schaukelt nun unser Nachen dahin; vor uns sehen wir bei 20 grosse, theils europäische, theils amerikanische Fahrzeuge, auch ein Paar chinesische, Junken genannt, die durch ihre Form seltsam dagegen abstechen; rings um uns eine Menge kleiner und grosser Nachen, mit und ohne Segel fahrend. Da sehen wir in einem ganz kleinen Kahn, fast nur wie ein ausgehöhlter Baum aussehend, einen einzigen Mann, der gemüthlich mit seiner Schaufel die Wellen rückwärts und sein Fahrzeug dadurch vorwärts schiebt; man glaubt, es müsse alle Augenblicke umschlagen, und sieht sich von Zeit zu Zeit ängstlich darnach um, ob der Mann noch über dem Wasser sichtbar ist; allein das leichte Ding hüpfte über die Wellen hin, wie eine Bachstelze über die Sandhügel. Dort erblicken wir eine andere Manier: der kleine Nachen hat ein Segel, der Wind ist aber zu stark, und fällt auf der Seite ein, drückt daher das Fahrzeug sehr auf die andere Seite, und könnte es leicht umlegen, um nun dies zu verhindern, sitzt, oder hockt vielmehr,

auf einer langauslaufenden Planke ein Mann, der durch diese hebelartige Kraft das Fahrzeug wieder ins Gleichgewicht zu bringen sucht, ist nun die Kraft des Windes nicht gleichmässig, sondern stossweise, so muss er sich bald weiter hinaus, bald weiter hinein setzen, und wird so geschaukelt, gleich zwei Knaben auf einer Planke, wo der eine hinauf, während der andere hinab kommt. Zu diesem Balanciren gehört einige Uebung, soll das Fahrzeug nicht umschlagen. Dort sehen wir eine Schaluppe voll Chinesen mit ihren langen Zöpfen und spitzzulaufenden Hüten aus Bambus und Palmblättern geflochten. Hier sehen wir einen Nachen, gleich dem unsrigen, auch Damen sind darin, sie machen ebenfalls Besuche an Bord, und verabschieden die Bekannten. So sehen wir ringsum Leben und Thätigkeit, und die vielen und manchfaltigen Flaggen auf den thurm hohen Masten wehend, sagen uns, von welcher Nation ein jedes Schiff ist, und geben einen herrlichen Anblick; da erblicken wir unsern Anthony, der Wind weht die Flagge herrlich aus, so dass man leicht auf gute Entfernung den Namen lesen kann, stattlich steht er da unter seinen übrigen Geschwistern und Landsleuten. Wir steigen die niedliche Treppe hinauf, alles ist für den Empfang der Gäste festlich hergerichtet. Das Verdeck ist ganz frei, das Schiff hat noch keine Ladung eingenommen. Eine gedeckte Tafel vom Mittelmast

bis an die Kajütskappe sagt uns, was wir zu erwarten haben, herrliche Blumen, aus Floras üppigem Reiche, zieren sie. Das Wetter haben wir gut getroffen, die See ist ruhig, keine Bewegung im Schiffe, und die Damen dürfen nicht fürchten seekrank zu werden. Rings um uns sehen wir buntes Leben und Treiben auf den Wellen. Kaum hat ein handelslustiger Chinese gesehen, dass Gesellschaft an Bord ist, kommt er mit seinem Viktualien-Nachen herbeigefahren, und bietet seine Waare zum Kauf an. Da kommt ein Malaye mit Früchten, dort ein Javane mit Fischen, beide in ihrem Nationalcostüm, das die Natur ihnen gab, einen gewissen Theil des Körpers in eine kleine kurze Hose oder Tuch gehüllt, die langen Haupthaare turbanähnlich in ein Tuch gewickelt, und darauf noch einen grossen, breiten, runden Hut, der weit über die braunen Schultern hinausragt, und fast den ganzen Oberleib beschattet. Der Chinese trägt eine bis an die Waden gehende Pantalon, um die Lenden mit einer Kordel befestigt, deren Quasten vorne herunter hängen, den Oberleib bedeckt blos eine leichte Jacke, von Zitz oder Kattun, ganz einfach ohne Futter, und vom Hals an bis herunter auf die Hüfte zugeknöpft, die blossen Füße steckt er in Schuhe eigener Art, vorn breit abgehackt, fast aufgeworfen, und auf sehr hohen, steifen Sohlen ohne

Absatz *), der Kopf ist kahl geschoren bis zum Scheitel, an dem ein langer Zopf herunterhängt, der durch ein Band noch verlängert wird bis fast zur Ferse hinab; den kahlen Kopf bedeckt entweder ein schwarzes Käppchen oder ein breiter Hut oben spitz zulaufend *), von Palmblättern oder Bambus gefertigt. Während wir dieses alles sehen und auf dem Verdecke hin und wieder spazieren, wird die Tafel zum Dejeuné geordnet, man setzt sich, lässt sich wohl schmecken, wir Seefahrer das frische, unsere Gäste das gesalzene Fleisch, die Weingläser bleiben dabei nicht leer, man hat gar viele Toasts auszubringen, und auf so viele Bekannte und Verwandte im Heimathlande. Die Zungen werden nun immer geläufiger, und die Fröhlichkeit der Kapitänstafel theilt sich auch den Matrosen mit, die bei dieser Gelegenheit einen Freitag und ein Gläschen Schnapps mehr erhalten haben. Manches, vom Wein und der Freude durchglüht, hat so viel von den Seinigen im europäischen Vaterlande erzählen hören, dass es jetzt den Wunsch hegt, einmal dort einen Besuch zu machen; allein des andern Tages tritt wieder die gebietende Nothwendigkeit ein, und die Heimathreise wird pro-

*) Besitze dergleichen unter meinen mitgebrachten Gegenständen, dessen sich vielleicht mancher meiner verehrten Freunde erinnern wird.

longirt. Während man nun geplaudert, geschwätzt, geschäckert, gelacht, und sich satt gegessen und getrunken hat, erinnert uns die immer höher steigende Sonne, dass es jetzt für die Städter Zeit sey, in ihre schattigen Wohnungen zurückzukehren. Vier festlich kostümirte Matrosen besteigen die Schaluppe, heben die Ruder hoch auf, wartend, bis alles fertig, auf das Kommando des Kapitäns: «stosst ab! auf die Ruder! — und patsch liegen sie auf dem Wasser und taktisch geht jetzt ihre Bewegung. Beim Wachschiffe, das die Polizei auf der Rhede führt, hat man schon Erlaubniss eingeholt, und kaum sind unsere Gäste aus der Schussesweite, so werden ihnen jetzt Kanonensalven nachgesendet, begleitet mit einem Lebehoch, und war es der Abschiedsschmaus, mit einem — wehmuthsvollen Lebewohl. — In der Schaluppe sehen wir Hüte und Tücher für uns winken, wir erwiedern es mit unsern Flaggen, durch dreimaliges schnelles Auf- und Niederziehen. Man sieht noch lange dem kleinen Fahrzeuge nach, das bald oben auf der Welle steht, bald wie in einer Ackerfurche hinläuft, und von dem nur mehr die Köpfe sichtbar sind. Man freut sich des genossenen Vergnügens, man hat seine alten Freunde wieder gefunden, oder neue kennen gelernt, was eben nicht so schwer hält, wie in unsern steiftonigen Städten, wo man zwar viele tausend Menschen sieht, aber darunter kaum einen Freund findet.

So haben wir nun einen Besuch an Bord gehabt, und dadurch einen Festtag gemacht; aber auch an den Arbeitstagen gibt es für den Beobachter immer was zur Unterhaltung. Im Schiffe ist stete Regsamkeit, bewegt sich das Schiff nicht, so bewegen sich um so mehr die Menschen auf demselben. — Der unterste Raum wird jetzt ausgeleert, gereinigt, und für die Aufnahme der Kaffeesäcke hergerichtet. Die grossen gewichtigen Wasserfässer werden aufgezogen, und das als Ballast in sie gefüllte Seewasser wird ausgegossen, das noch frische unverdorbene Trinkwasser wird für die Rückreise verwahrt, da nach Erfahrungen das batavische sehr leicht Diarrhoe erzeugt, und das Wort batavische Diarrhoe erschreckt den Matrosen eben so sehr, als bei uns das Wort Cholera morbus einen panischen Schrecken verbreitet. Ist das Schiff von aussen und innen gereinigt, durchgehends gesund befunden und hinlänglich ausgelüftet, so beginnt nun die Ladung. Auf javanischen Fahrzeugen, Prauwen, schickt die Handelsgesellschaft ihre Kaffeesäcke und Gewürzfässer. Es gehört eine technische Uebung dazu, jeden Raum bestmöglichst zu benützen, die Ladung leitet gewöhnlich der Obersteuermann, während der Kapitän noch am Lande seinen Geschäften und dem Vergnügen nachgeht, und nur hin und wieder an Bord kommt, um zu sehen, ob alles nach seinem Wunsche geschieht. Die leeren Wasserfässer wer-

den zusammengeschlagen, und die Tafeln gleichsam als Garnirung der innern Schiffswand gebraucht, verbunden noch mit Matten von Palmblättern und Riedbüscheln (welche letztere wieder als spanische Röhrlein verkauft, und bei uns zu Flechtarbeiten, als Körbe, Stühle u. dgl. zu Stäben an Regendächern, zu Spazierstöcken u. s. w. verwendet werden). Diese Garnirung erhält den Kaffee trocken, wenn hie und da ein kleiner Leck entstehen soll, indem das Wasser längs den Stäben hinunter läuft in das am Kiel befindliche Reservoir, wo es von Zeit zu Zeit ausgepumpt werden kann. Jeder Sack, Pickel, enthält 125 Pfund, und hat man so 7 bis 800 in einem Tage eingeladen, so hat man genug gethan; da die Matrosen hiezu nicht hinreichen, weil sie ohnehin schon die Hitze genugsam anstrengt, so nimmt man zu diesem Geschäfte javanische Tagelöhner, Kulis, 10 bis 20, nach Bedürfniss. Je zwei und zwei in Reihen aufgestellt, geht der Pickel durch dieselben an seinen Lagerplatz. Drei Mann zählen dieselben allzeit von 10 zu 10, und halten am Ende Controlle, stimmt sie nicht zusammen, so entscheidet die Mehrheit, und der irrige Theil hat die Differenz zu ergänzen. Da sah ich oft mit Vergnügen dem javanischen Prauwführer zu, wie er seine 10 Kupfermünzen stückweise für sich hinlegte, so oft ein Sack aus seinem Schiffe in den Bauch unsers Anton schlüpfte, und wenn der zehnte kam,

dann machte er bedenklich einen Strich auf seine Schreibtafel; während dessen zählt der Kuli in seiner Prauw auf malayisch und der Matrose auf holländisch, und so hört man den ganzen Tag die monotone Musik: Satu, een; duwa, twee; tiga, drie; ambat, vier; lima, vynf; anam, ses; tudjoh, seven; dwalapam, acht; sembilam, nechen; puloh, tien! welches letztere mit einer Art von Sang begleitet ist.

Die Mittagshitze ruft zur Ruhe und zu Tische. Da sitzen nun die Kulis auf dem blossen Boden um eine Schüssel voll trocken gekochten Reis herum, haben in der einen Hand einen getrockneten oder geräucherten Fisch, der Zeig- und Mittelfinger der andern dient als Löffel, der Daume hilft aufladen; so geht die Fuhr dem Munde zu, und vermittelt des Daumens wird die Ladung hineingeschoben, und darauf ein Stück von dem Fische abgebissen. Dies ist ihre tägliche Nahrung dabei gebrauchen sie Wasser, hie und da Kokus oder andere saftige Früchte für den Durst. Erhalten sie von uns Butter zum Reis, und etwas Genever zum Wasser, dann nehmen sie es mit freundlichem Lächeln an. Bei meiner zweiten Reise kam zu mir unter anderm auch so ein Kuli, freundlich mich als Bekannten grüssend, ich wunderte mich, woher er mich denn kenne, worauf er malayisch mir sagte, dass ich ihm voriges Jahr, als er auch hier arbeitete, öfters ein Gläschen So-

bibayt, Genveer, gegeben hätte. Mich freute des Mannes Gedächtniss und Dankbarkeit. — Ist nun gegessen, so fällt der Gesättigte blos auf das Gesicht oder den Rücken hin, ein Stück Holz unter den Kopf schiebend, und schnarcht im Schatten des Sonnenzeltes, das stets auf der Rhede durch das ganze Schiff hin ausgespannt ist. Alles ist jetzt 2 bis 3 Stunden lang todt; dann aber geht es wieder von vorne an bis gegen Abend. Nun kleidet sich der vom Schweisse, Staub und Schmutz gereinigte Steuermann nett und sauber an, und man macht Visiten bei diesem und jenem Nachbar, begrüsst den Neuangekommenen, oder verabschiedet den Abgehenden, den einen überhäuft man mit Fragen, den andern mit Aufträgen. Jetzt erzählt man sich wechselseitig von seinen Reisen: Navita de ventis, de tauris narrat arator, und ich fand sehr oft einen Collegen, mit dem ich mich herrlich unterhielt. Dabei werden Pfeifen und Gläser stets gefüllt und geleert, man trinkt gewöhnlich Selterwasser mit Zucker und Rheinwein, oder Bordeaux Wein mit Wasser, oder Grok, oder Punsch. So plaudert man leicht bis Mitternacht fort, und findet es endlich doch Zeit zum Nachhausefahren. Das Aus- und Einsteigen in die Schaluppe ist bei hohen Wellen oft sehr gefährlich, und ich fiel einmal gerade in die See, statt in die Schaluppe; ausser einer leichten Quetschung am Fusse und nassen Kleidern trug ich nichts davon.

Da mich meine Patienten eben nicht den ganzen Tag beschäftigten, und ich ausser ihnen nichts an Bord zu thun hatte, so machte ich öfters Besuche bei meinen Collegen, und fand auf dem Wachschiffe auch einen Landsmann aus Frankfurt a. M., und unterhielt mich eben so angenehm, wie auf dem Lande.

Unter anderm machten wir auch einen Besuch auf einem so eben angekommenen chinesischen Fahrzeuge, Jonk genannt, dessen Bauart ganz verschieden von europäischen Schiffen ist. Mit einem einzigen Maste und einem einzigen Segel, das einer aus Palmblättern geflochtenen Matte gleicht, am Hinter- und Vordertheile ein hoch aufgethürmtes Verdeck, in der Mitte aber sehr seicht, und fast nur 5 Schuhe über dem Wasser gehend. Das Schiff ist ringsum mit allerlei Figuren, wahrscheinlich mythischen Inhaltes, bemalt. An Bord gestiegen, wimmelten bei 200 Chinesen, die des Handels wegen sich hier niederlassen wollten, bunt durch einander, und der enge Raum bot eben nicht die angenehmste Luft und Reinlichkeit dar. Jetzt gewahrte ich erst, warum das Vorder- und Hintertheil so hoch war: wie Bienenzellen waren die einzelnen Wohnungen dieser Passagiere über einander gethürmt, boten aber nur so viel Raum dar, als ein Mann zum Schlafen brauchte. Ich lüftete bei einigen die Vorhänge und fand den Zellenbewohner noch darin, der mich, so wie ich

ihn, anschaute. Ein beiderseitiges Lächeln sagte uns, dass wir eben einander nichts Uebel nehmen wollten. Einige frühstückten im Freien und führten die Speisen vermittelst zweier Stäbchen in den Mund, das Flüssige aber wurde aus den kleinen Porzellanschüsselchen ausgeschlürft. Bei solchen Gelegenheiten könnte man manche chinesische Waare schmuggeln, wenn man gerade den rechten Mann findet, ohne dass die Douaniers es merken.

So gebrechlich dieses Fahrzeug gegen die unsrigen aussieht, so verunglücken sie doch selten von China bis hieher. Sie bedienen sich auch des Compasses. Den Sextant und Octant aber wissen sie nicht zu gebrauchen. Sie haben daher meistentheils europäische Schiffsführer an Bord, die die mathematische Nautic leiten.

Auf solche Weise vergeht auch der Aufenthalt auf der Rhede angenehm, und da alle Morgen zweimal eine Schaluppe von uns ans Land fuhr, so hatte ich immer Gelegenheit, hin und wieder zu fahren. Als Schaluppruderer sind ebenfalls Kulis angestellt, da die Matrosen theils geschont werden müssen, theils manche sich in gewissen Häusern zu lange verweilen, und die Folgen davon dem Doctor mitbringen würden, denn der Matrose weiss sich am Lande nicht zu mässigen, und ist im Stande in einem Tage sein ganzes Reisegeld auf den Altar des Bacchus oder der Venus hin-

zulegen. Nur mit Auswahl darf daher hie und da einer ans Land, um sein Bedürfniss zu befriedigen. Da aber dies oft üble Folgen für die Reise verursacht, so ist auf einigen Stapelplätzen dafür gesorgt, dass das Nöthige an Bord kommt, und zuerst die ärztliche Polizei passirt. — Da die Wäsche während der Reise sehr leidet, und manches zu reinigen, auszuputzen und zu flicken ist, so fehlt es hie und da nicht an javanischen Wäscher- und Nähmädchen, die auf Schiffen im Taglohne arbeiten, —

Binnen sechs bis acht Wochen ist gewöhnlich das Schiff wieder zur Abreise expedirt. Man erhält nun beim Abschiede eine Menge Briefe und mündliche Aufträge an die lieben Freunde und Bekannten im Heimathlande. — Die Stunde der Abreise ist bestimmt, die Anker sind gelichtet, die Segel gespannt, und die Kanonen-Mündungen donnern der Insel Java ein Lebewohl zu. — Ich schied beidemale nicht ohne Rührung und Erinnerungen an angenehm verlebte Tage, die mir gastfreundliche Bewirthung in weit höherem Grade bot, als ich solches im Heimathlande je gefunden, wo so viele Convenienz-Bedenklichkeiten und leere Artigkeiten ausgekramt werden; und wobei man bloß frostige, steife Complimente schneidet, und aus lauter Artigkeit nicht einmal zeigen darf, dass man Hunger, Durst, oder sonst

ein Bedürfniss zu befriedigen hat. — *Naturalia in Java non sunt turpia.*

Batavia war bereits in unserm Rücken, wir hatten guten Wind und waren des Morgens 9 Uhr schon bei dem niederländischen Forte Anjer 12 Stunden westlich von Batavia. Da wir noch einiges Geflügel und Mundvorrath hier einnahmen, so wurde geankert und der ganze Tag hier zugebracht. Es befinden sich hier nur fünf europäische Familien, und die Militärbesatzung besteht aus Indianern, unter einem europäischen Kommandanten, da dies zugleich der Bruder von dem Kommandanten unserer Truppen war, der wieder mit uns zurückging, so lässt sich denken, dass wir einen angenehmen Tag verlebten, die Brüder aber freilich der Abschied und die Trennung störte. — Hier sah ich den Javanen so recht in seinem ländlichen Thun und Treiben, mehr noch, wie auf Buitenzorg, wo er schon von zu vielen Europäern umgeben ist. Meine Brille auf der Nase war manchem nackten Jungen und Mädchen ein Stein des Anstosses, und sie verkrochen sich bei meinem Anblick in die hölzernen Hütten von Bambus und mit Palmblättern, Adaps, bedeckt. Die Häuser stehen ungeregelt mehr haufenweise beisammen, aber beschattet von Bäumen und umgeben von Kokushainen. Das Ganze sieht und lacht den Reisenden sehr romantisch an; wer aber freilich unter diesen aromatischen Gartenhäuschen

und den eben nicht romantischen Bewohnern jahrelang zubringen muss, dem erscheint es als eine Wildniss; und während den begeisterten Reisebeschreiber sogar die Bäume anlachen, und er mit Entzücken die friedlichen, genügsamen Hüttenbewohner mit ihrer täglichen einfachen Mahlzeit beschäftigt sieht, diese eben so einfach, mit blossen Fingern, zum Munde bringen, und während er mit lüsterne Blicke den schwellenden Busen der an der Grenze der Jungfrau stehenden Mädchen betrachtet, während seine von Neuheit erhitzte Phantasie hier ein Paradies bildet, und dessen glückliche Bewohner um ihrer wenigen Bedürfnisse willen beneidet um ihre irdische Seligkeit: sieht der hieher von der Nothwendigkeit gebannte Europäer nur wilde Thiere in Menschengestalt, welche die Uebergangsstufe zwischen Affen und Menschen bilden, die ausser der Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse nichts kennen; er sieht sich unter wilde Thiere verbannt, die er stets bewachen und beobachten muss, sollen sie ihm nicht schädlich werden; er sieht sich verbannt von aller menschlichen Gesellschaft, deren Vortheile, Vergnügen und Lebensgenüsse er entbehren muss, und um so schmerzlicher vermisst, da er früher solche genoss. In der That ist es keine Kleinigkeit, auf solchen Aussenposten als Commandant indischer Truppen jahrelang zuzubringen, beschränkt nur auf den Umgang mit ein Paar europäischen Familien.

Das Fort liegt dicht am Strande, kann 200 Mann Besatzung aufnehmen, und die Batterie ist mit 6, 8 und 12 Pfündern genugsam versehen, um ringsum die See zu bestreichen. Eine künstliche Wasserleitung, aus dem angrenzenden Bergwalde, versieht den Ort hinlänglich mit frischem Quellwasser. Die Vegetation ist hier eben so üppig, wie überhaupt auf ganz Java.

Der Abend trennte uns, die Brüder nahmen mit Wehmuth Abschied, wir mit angenehmen Erinnerungen, einen schönen Tag genossen zu haben. Mit Tagesanbruch lichteten wir die Anker, der Bruder gab uns noch aus dem Munde seiner Kanonen ein Lebewohl, wir entgegneten es im Gleichen und mit Flaggen. Ein Paar Tage hatten wir noch in der herrlichen Strasse Sunda genug zu schauen an den uns umgebenden Inselgruppen. Endlich war auch dies verschwunden, und das Schiffsleben begann wieder im vollen Sinne; man lebte zusammen ein patriarchalisches, zufriedenes, ungestörtes Leben, an das ich mich bis zum Abende meines Daseyns mit Freuden erinnere.

Die tägliche Einförmigkeit hatte bereits wieder unsere Sehnsucht nach Neuem aufs Höchste gesteigert, als uns Mittags beim Besteck setzen, den 28. Mai 1830, der Kapitän versicherte, dass wir morgen St. Helena sehen sollten, worauf meine Erwartung schon seit vorigem Jahre gespannt war, wo wir nur im Fluge vorbeisegelten. Indessen

nahm der Wind ab, und erst Nachmittags waren wir im deutlichen Gesichte der Insel, deren Ankerplatz wir bei Tage nicht mehr erreichen konnten. Wir waren daher genöthigt, die Nacht über zu kreuzen, sahen aber des andern Morgens zu unserm Missvergnügen, dass wir durch den Strom wieder weit abgetrieben, und bei dem geringen Winde keine Hoffnung am Vormittage zu ankern. Es war am Pfingstsonntage Morgens den 30. Mai 1830, die Luft klar, heiter und warm, doch der Wind gering, und langsam näherten wir uns allgemach dem Ziele, um welches sich nun unser Aller Gedanken drehten; aber um so tiefer war der Eindruck, den das Bild dieses Felsenklumpens auf den Beobachter macht, dessen Blicke sich hier die Ereignisse eines Viertelseculums darbieten, das ganz Europa mit einem Manne beschäftigte, der verschlossen wurde in diese schwarze, verbrannte, tausendzackige, in sich selbst zerspaltene Felsenmasse; — der Gedanke daran liess kaum die Freude und Sehnsucht empor kommen, seine Füße nach langer Einförmigkeit wieder einmal ans Land zu setzen, und angenehme Neuerung zu geniessen. — Den ganzen Vormittag sass ich voraus auf dem Bugspriet, versunken in den kahlen starren Anblick dieser Felsenwände, die grösstentheils ganz senkrecht aus dem Meere aufsteigen, und eine von 6 bis 12 hundert Fuss hohe Mauer bildend, jedem Angriffe der Wellen trotzen, die sich in hoher

Brandung mit Donnergepolter brechen, als zürnte Neptun über seinen Bruder Vulkan, der aus seiner Esse diese Schlacke von 2600 Fuss Höhe hier auf die Ebene seines Oceans geworfen. — Nur hie und da erblickt man zwischen Rissen dieser Mauern mattes Grün der Mimosen, und auf den Giebeln sieht man die englischen Batterien durch das Fernrohr, wie den Knopf auf dem Kreuze des Kirchthurmes sitzen. — Allmählig näher gekommen, erscheinen die Schiffe auf der Rhede, deren Masten, wie Fassolenstäbe am Kirchthurme, so an den Felsenwänden emporschauen. Wo nur immer ein Punkt nahbar war, da sieht man Batterien aufgepflanzt, die oft wie Schwalbennester an die Felsenwand gebaut sind, und von allen Seiten mit ihren Feuerschlünden die See bespeien können. Unterhalb des Sugarhead-Forts steht auf einem dieser Felsennester, Ruperts-Fort, mit grossen Buchstaben: «Send a Boat!» Dies thaten wir, und erhielten vom Felsensöller herab die Erlaubniss, vor Anker zu gehen, nachdem die in unserm Boote vorausgeruderte Mannschaft den Namen unsers Schiffes und den Zweck unsers Hierseyns angegeben hatte. Wer in die Schussnähe der Insel kommt, muss vorerst den Zweck seines Hierseyns angeben, widrigenfalls er mit Kanonen begrüsst wird. — Der Anker rasselte in den Grund, dass das Schiff davon erbebte; für einen Seereisenden eine angenehmere Musik, als sie sol-

che in dem Augenblicke ein Mozart oder Haydn componiren könnte. Sogleich kam vom Walle die Hafenpolizei, und nahm die gewöhnliche Schiffsgarantie vor; auch Soloman, aus dem Reiche Israels, gab sich die Ehre, uns in Karten, Komplimenten und Worten seinen Gasthof, als den ersten und besten anzupreisen, welchen Vorzug er bei einem einzigen Rivalen leicht behaupten kann. So trifft man Israels Söhne in der ganzen Welt zerstreut, und überall sind sie beim ersten Anblick kenntlich an ihrem Nationalstempel — dass sie Juden sind.

Wir gingen nun sogleich an Wall, d. h. in die Stadt James-Town, der wir gerade gegenüber, kaum 1000 Schritte entfernt, lagen. Zwei grosse Felsenvorsprünge bilden eine kleine Bucht, worin die Schiffe ziemlich gesichert liegen, und diese Bucht verengt sich in ein kleines schmales Thal, das am Ende in mässiger Aufsteigung nur noch wie eine Schlucht erscheint. In diesem Thale nun liegt die Stadt, von beiden Seiten von den Felsenwänden und Bergen beengt, an denen sich Fahr- und Fusswege zu den Bollwerken und einzelnen Landhäusern hinauf winden. Ist man der Stadt nicht gerade gegenüber, so sieht man sie in der Schlucht nicht, und meine Blicke suchten sie lange, bis ich sie endlich gerade vor mir hatte. Aus der Schaluppe gestiegen, ist die erste Begegnung ein Gemisch von europäischen, afrikanischen

und indischen Menschenracen, die theils hier beschäftigt sind, theils müssige Zuschauer machen. Die ganze Bevölkerung wird auf 6000 Seelen geschätzt, wovon bei 700 freie Neger, und zu Napoleons Lebzeiten 1500, jetzt aber nur noch 700 Soldaten angenommen sind. Einige Schritte weit gegangen, rechts die See, links die ungeheuer Felsenwand, an der einige Häuser stehen, stösst man auf Geschütz von allem Kaliber, an Kugeln und Lavetten von Gusseisen, an aufgepflanzte Batterien, an Schildwachen und Vertheidigungsapparate, und wendet man den Blick in welcher Richtung auch nach oben, so erblickt man fast aus jedem Risse der Felsen eine Kanonenmündung, so dass man glauben möchte, man seye hier vor einer überirdischen Gewalt bange, oder man wolle den Felsen zu einer schwimmenden Armada ausrüsten, um damit die übrigen Theile der Erde zu erobern. So an diesen Bollwerken, an deren Mauern die Wellen sich mit Donneregepolter brechen, ein Paar hundert Schritte hingegangen, kommt man durch ein Thor an die Stadt; auch hier noch hat Mars seine Geräthschaften unter freiem Himmel aufgestellt. Links erblickt man die Hauptwache, und die rothe englische Uniform und die militairische Haltung der englischen Krieger gibt dem Fremdlinge eine gute Meinung; rechts gegenüber präsentirt sich der Tempel unsers gemeldeten Salomons, in dem aber nicht blos der ein-

zige Jehova, sondern der ganze Olymp seine Verehrer findet, die aber ohne Plutos Segen sich nicht lange hier verweilen können, denn diese Salomonischen Götter lieben *χνισση* und *εκατομβην* in englische Guineen geformt. — Da die Schlucht eine aufsteigende Richtung nach dem Mittelpunkt der Insel nimmt, so geht die Richtung der Stadt ebenfalls bergauf und bietet, wegen der Enge, nur eine Hauptstrasse dar, zu deren beiden Seiten manche artige Gebäude stehen, deren Hintergrund durch die Felsen beschattet ist. Ungefähr im Mittelpunkte der Stadt bietet Soloman der Aeltere, und in einiger Entfernung ihm gegenüber sein Rivale durch die Fenster jeden Luxusartikel der gesamten bekannten Erde dar, und ladet den Schaulustigen zum Kaufe ein. Ich sah hier so gut, wie auf Batavia, neben Nürnberger Pfennigspielwaaren auch persische Shawls aufgestellt, der Matrose so gut, wie die Pariser Modedame, findet hier ihre Wünsche befriedigt. Durch dieses Quodlibet der Pfennig- bis zur Tausendgulden-Krämerei hat sich Soloman ein bedeutendes Vermögen binnen 30 Jahren, und hiemit auch den Ruf eines der ersten Honoratioren der Stadt erworben. Ich dachte an Schillers Worte aus Hasans Munde im Fiesco: „allmächtig ist des Goldes Macht, selbst Mohren kann es bleichen.“ — Wir kehrten nun auch in seine Wohnung, wo uns einige frische Früchte trefflich erquickten. Seine Frau und die Schwester der-

selben beehrten uns einige Augenblicke mit ihrer Gegenwart. Parthien für die Paar Tage unsers Aufenthaltes wurden abgemacht, und da inzwischen die Abendstunde 9 Uhr herannahte, und mit ihr die Thorsperre, so begaben wir uns wieder an Bord.

Pfingstmontag den 31. Mai. Gemäss der gestrigen Verabredung war für heute bestimmt eine Fussparthie nach dem Wasserfall und ein Diner beim Gastgeber Soloman. Morgens 10 Uhr gingen wir an Wall, und genossen vom Soloman-schen Balkon aus die Musik der Wachtparade, die hier um diese Stunde aufzieht. Die rothe Montirung gefiel mir sehr wohl, worauf die weissen Bandeliere und Achselwülste sich trefflich ausnehmen, der Tschakko steht sehr gut dazu, wovon das Musikchor rothe mit weissen Schnüren und Federbüschen trägt. Es schmeichelte mir sehr, unter den Märschen und Musikstücken lauter altbekannte teutsche zu hören; so den Parademarsch: «Nur langsam voran» — und den Ländler; «Mir ist alles eins, ob ich Geld hab' oder keins» — und ich vermisste nur noch den Achi-Walzer und z'Lauterbach hab' ich mein Strumpf verloren, und ich hätte mich auf Afrikas Mittelhöhe in meinem bayerischen Heimathlande geglaubt. — Hierauf machten wir einen Besuch bei Kapitän B., und ich hatte dabei Gelegenheit, auch die häusliche Einrichtung der hiesigen englischen Honora-

tioren kennen zu lernen. Die gefällige Hausfrau bot mit emsiger Geschäftigkeit alles auf, uns bestmöglichst zu bewillkommen und mit Obst für die Fussparthie zu erfrischen. — Die Hauseinrichtung war hier ganz europäisch, und die oft mehr lästige, als gemächliche Sklavenbedienung nicht, wie auf Batavia, zu finden, wo für jeden Wink ein besonderer Diener bereit steht. Die Häuser sind in leichtem europäischen Style gebaut. Dies Haus hatte auch noch einen kleinen Garten, wo Floras Kinder von allen Zonen der Erde beisammen waren. Gar zu gerne hätte ich der freundlichen Frau begreiflich gemacht, dass ich die, wenn auch gleichwohl dreifach verkittete, Theetasse von Napoleons Ueberbleibseln seiner Meubles eben so gut in Ehren halten würde; wie sie, wenn sie mir solche gäbe; allein sie wollte mich nicht deutsch verstehen. Dankend empfahlen wir uns, und der Kapitän lud die Familie für übermorgen zu uns an Bord auf ein Mittagsmahl. Wir setzten nun unsere Wanderung durch die Bergschlucht aufwärts fort, die an manchen Stellen sich bis auf die Breite des kleinen Bächleins, oder vielmehr Grabens beengte, den wir oftmals überspringen mussten, wenn die steilen Felsenwände uns mit einemmale den Fortgang abschnitten, und da die Quelle mit der trefflichsten Wasserkresse überwachsen mehr einem Grasboden gleicht, so sprangen wir nicht selten mitten ein, und keines von

uns kam mit saubern Schuhen davon. Diese aufklimmende, mühevoll Passage, oft über rollende Steine hin, die mit jedem Tritte unter der Sohle wegglitten, machten so oft Ruhepunkte nöthig, als solche die kleine Erweiterung der Schlucht darbot, dabei wurde dann Kresse gepflückt und roh gegessen, die trefflich schmeckte. Ihr verdanken alle scorbut. Matrosen in wenigen Tagen vollkommene Genesung. Endlich hatten wir das Ziel erklommen. Eine kleine Quelle stürzt hier senkrecht an der Felsenwand ungefähr 200 Fuss hoch herab, und verliert sich fast zu einem Wasserstaube, ehe sie den Grund erreicht; daher der Fall mehr ein Säuseln, als Geräusch verursacht, aber allerdings einen überraschenden Anblick darbietet, und mit Staunen blickt man ringsum an den steilen Felsenriffen empor, die hier gleichsam einen Kessel bilden, und unverkennbar die Spuren eines Kraters tragen. Man schaudert bei dem Gedanken, wie furchtbar hier vulkanische Ausbrüche müssen gewüthet haben, wovon die ganze Insel ein unläugbarer Ueberrest ist. Mit Bewunderung sieht man an den ausgeglühten Felsenwänden hinauf, die vielleicht seit Jahrtausenden kein Grashälmchen mehr erzeugten. — Diese Quelle versieht mitunter auch die Stadt mit Wasser, und wird in Bleiröhren nach der Rhede geleitet, um die Schiffe damit zu bedienen. Diese vulkanische Antike genugsam betrachtet, wanden wir wieder

um, und kamen schneller Berg ab, als Berg auf. Bei den ersten Gartenhäusern wieder angekommen, nahmen wir in solchen eine gute Portion Früchte, und vor Allem Trauben zu uns, die hier schon vollkommen reif waren. Hier sahen wir auch Schafe mit Fettschwänzen in einem der Landhäuser, die vom Cap hieher gebracht wurden, eben so auch einiges Hornvieh und Schweine, die viel grösser, als auf Java waren, und fast dem europäischen gleich kamen. Uebrigens sind die Fettschwänze nicht so ungeheuer gross und schwer, dass einige sie auf kleinen Karren nachziehen müssen, wie dies in manchen Reisebeschreibungen gefabelt wird. Wir nahmen 2 lebend mit an Bord, und der abgezogene Schwanz wog blos 6 Pfund, und war, wegen des vielen Talges, nicht sehr schmackhaft. Wir hatten uns einen guten Appetit zum Dîner gegangen, es mundete uns allen gut, und mir besonders das englische Bier. Inzwischen mahnte uns der Abend an unsere Bretterheimath. Auf morgen war der Besuch Napoleons auf Longwood bestimmt.

Dienstag den 1. Juni. Das Wetter begünstigte auch heute unsern Ausflug, doch war bei der hohen Brandung das Landen sehr erschwert, ja sogar gefahrvoll, so dass wir in der kleinen Schaluppe uns nicht nähern konnten, und das angebotene grosse Boot der neben uns liegenden englischen Fregatte uns sehr willkommene Dienste

leistete, und uns glücklich ans Land förderte. Hier standen schon Wagen für unsere beiden Damen und Pferde für uns bereit. Ich bestieg den nächsten besten Grauschimmel, den ein Mulattenjunge mir zuführte, und da es schon lange her ist, dass ich zum letztenmal, als Gymnasialschüler in der Vacanz, meines guten, unvergesslichen Pfarrers muntern Braunen bestieg, so hätte ich beinahe das Aufsteigen vergessen, und wäre fast rechts wieder hinabgefallen, während ich kaum noch links aufgestiegen war. Ich war im Beginn, mich den Launen des muntern Thieres zu unterwerfen, und wo der Zügel in der Linken mich verliess, da befestigte die Rechte mich am Sattelknopf, indem ich lieber unregelmässig reiten, als schulgerecht auf die harten Steine fallen wollte; doch bald fand ich mich entweder in das Thier, oder dieses sich in mich, genug wir lernten uns wechselseitig besser kennen und verstehen. Der Weg zieht sich Anfangs in hin- und wiederkehrenden Wendungen an der linken Felsenwand von der Stadt hinauf, die man von hier aus tief unter seinen Füßen liegen sieht, worunter des Gouverneurs Wohnung mit einem herrlichen botanischen Garten, die Kirche, die Solomanschen Häuser und besonders auch die Kaserne, die einen sehr geräumigen und schön geebneten Exerzierplatz vor sich hat, sehr abstechen gegen die kleinen Wohnungen der Neger, Mulatten und

Chinesen (die auch bis hieher gekommen), wovon manche wie Höhlen in die Felsen eingehauen sind. Auf der andern Seite sieht man Batterien und Telegraphen aufgepflanzt, und in einem etwas breiter werdenden Thale auf einem grünen Hügel ein kleines Haus, Briairs genannt, das Napoleon zuerst bewohnte, vom 16. October bis 9. December, wo er nach Longwood gebracht wurde. Ungefähr halb Weges gelangt man auf eine Abplattung, wo sich die interessanteste Aussicht auf die See darbietet. Wie kleine Punkte erscheinen die Schiffe auf ihr; ins Unermessliche verliert sich der Blick; hier scheint eine Parthie Wolken sich auf die See gelagert zu haben, während man über solche hinaus wieder die blaue See und den in ihr sich spiegelnden Aether erblickt; Himmel und Wasser scheinen am Ende in Eins verschmolzen; das Auge ermattet an dem unermesslichen Blicke; der Geist staunt die Allmacht Gottes an! — So noch in den Anblick versunken und beschäftigt mit dem Gedanken Napoleon, eilte mein Pferd den inzwischen Vorausgekommenen mit mehr Hast nach, als mir lieb war. Meine Spannung wuchs nun mit jedem Schritte, der uns dem Grabe zuführte. Bisher immer bergauf geritten, ging es mit einemale in ein kleines Thal hinein, Sane-valley, genannt; nun, hiess es, sind wir bald am Ziele. Meine Phantasie war jetzt thätiger als früher, sich voraus ein Bild zu formen,

von dem, was kommen soll, und ich würde noch sinnen, hätten mir nicht die Gefährten zugerufen: hier sind wir am Grabe. Ich stieg ab, und gab mein Pferd mechanisch dem schwarzen Jungen. Mit einem Blicke verschlang ich das Ganze, tief gerührt, erschüttert über diesen Anblick stand ich da, — so hatte ich es mir nicht vorgestellt! Ein kleines Thal, ungefähr einige 30 Quadratschuh Flächenraum enthaltend, ist mit einem hölzernen Geländer verpallisadirt; rechts steht ein Schilderhaus, und auf einer Anhöhe vor uns eine kleine hölzerne Hütte; buschige Hügel umschliessen die ganze Fläche; ein graugewordener Invalide kam herbei, öffnete uns das Gitterthor und hinein traten wir in den engen Raum nur mit Gras bewachsen; mitten in ihm mit Eisenstäben umgeben ist das Grab, bedeckt mit 3 grossen, platten, inschriftleeren Sandsteinen, plan mit dem Grunde laufend; — sechs Trauerweiden beschatten dies Grab. — Der Invalide zog einen der Eisenstäbe heraus, und wer nicht zu dick, kann durchschlüpfen, und auf den Leichenstein sich stellen, wir stellten uns hin, und — sahen einander an — die sich drängenden Gefühle lähmten die Zungen. — Gleich beim Eingange, hinter dem besagten Schilderhaus, von ein Paar Bäumen und Gebüsch bedeckt, ist eine Quelle, von deren frischem Wasser Napoleon täglich trank. Wir stellten uns im Kreise um den Leichenstein, und

reichten uns den mit diesem Wasser gefüllten Becher und tranken Friede seiner Asche. Einer aus uns las auch ein Gedicht ab, passend für den Ort und unsere Stimmung. Im Schilderhaus befindet sich ein Fremdenbuch, das alle Jahre mit den Namen und Motto der Grabbesucher nach London geschickt wird, in dieses Buch schrieben wir uns ein, und ich setzte noch folgende Zeilen bei, wie sie der Eindruck des Augenblicks mir diktirte:

Namen nennen ihn nicht, die Zeit ist noch nicht gekommen;

Hellas Sänger nur ist's würdig zu singen von ihm.
Aber die Nachwelt, sie wird im Buche der Völkergeschichte

Einst mit flammender Schrift schreiben die Thaten von ihm.

Prüfen wird sie genau mit unbestochenem Urtheil,

Loben die That, die's verdient, lohnen und strafen mit Recht.

Offen und klar zeigt uns die Geschichte die Thaten der Vorwelt

Erst, wenn erstorben der Wahn, welcher die Wahrheit verhüllt.

Leuchten wird einst mit flammender Schrift des unsterblichen Mannes

Namen im Buche der Welt. — Schreiben dein Urtheil wird sie

England, Weltmarkt! wenn einst verlaufen die Mehrzahl der Käufer,

An den nackten Fels, wo der Prometheus gebannt.

Ohne ihn wäre er wohl stets unbemerkt geblieben;

Nimmer doch jetzt entgeht er dem Blicke der Welt.

Inzwischen haben die schwarzen Jungen Zweige von den Trauerweiden für uns abgeschnitten, die wir als Denkmahl mitnahmen, und ich stopfte noch meine Tasche voll mit Gras, das zwischen dem Leichenstein und den Eisenstäben am Kopfe des Sarges hervorwuchs, gleichfalls als Reliquien dieses, wenn auch nicht heiligen, jedoch geschichtlichen Grabes mit mir nehmend. Nachdem wir dies alles gesehen, und jeder mit seinen Gefühlen beschäftigt war, lud uns der begleitende englische Officier auf einen kleinen Besuch ein zu einer nur einige Schritte von hier wohnenden Familie. — Voll noch von Gefühlen und Gedanken über die, diesen denkwürdigen Mann begleitenden Weltereignisse, und diesen ihn deckenden Grabstein, folgte ich meinen Gefährten mechanisch nach; — aber der wunderbarste Kontrast ging in mir vor, als nun auch der englische Officier mich bei dieser Familie vorstellte: — zwei der lebenswürdigsten Mädchen, mit deren Reizen selbst noch die Mutter zu wetteifern schien, standen vor mir, aus deren Augen die lautere Unschuld, von deren Wangen die lachendste Gesundheit, von deren Mund die Reinheit des Herzens und von deren Blicken die Zufriedenheit der Seele strahlte. Beide erfreuten uns am Klavier und die ältere Schwester mit lieblichem Gesang, deren Worte ich zwar nicht verstand, ihre schmelzenden Töne aber mich ganz

gemüthlich stimmten, und ich war mit einemmale vom Gerichtstribunale der Nachwelt, das über Napoleon und seine Zeitgenossen im Rathe sitzt, und in das die Phantasie mich ein Seculum vorausführte, wieder zurückgebracht in die Gegenwart, in den Kreis einer durch sich selbst glücklichen kleinen Familie. Beide Mädchen hatte Napoleon noch in ihrer frühesten Kindheit öfters auf seinem Schoosse gewiegt, wenn er in diesem stillen Thale und an der reinen Quelle sich labte; beide Mädchen erinnern sich dessen noch gut, und die Familie sprach mit Achtung und Bewunderung von dem geschichtlich grossen Manne. Mit Rührung verliessen wir sämmtlich diesen stillen Wohnsitz glücklicher Zufriedenheit *), und setzten unsere Wanderung nach Longwood fort, eine kleine halbe Stunde vom Grabe entfernt; nochmal im Vorbeireiten blickte ich hinab in dies Thal, und meine Gedanken webten sich wieder um Napoleon.

Longwood, oder die Gegend von Napoleons letzten Wohnplatze, befindet sich auf einer ungefähr eine Stunde im Umfang darbietenden und

*) Den Namen dieser glücklichen Familie übergebe ich dem Leser in folgenden Versen:

Treues Bild von häuslich stillem Glücke!

Offen zeigt in des Aethers Blicke

Rein die Seele sich und mild. —

Bei des grössten Mannes Grabes Spuren,

Einsam, in geräuschlos stillen Fluren,

Trafen wir dies schöne Bild.

1½ Stunde von der Stadt entfernten Abplattung eines Gebirgsgiebels, worauf sich einiges Gras, einzelne Bäume und Gesträuche befinden, die nur im Vergleiche mit den übrigen kahlen Felsenwänden wohl eine romantische Ebene genannt werden kann. Hier traten wir zuerst durch Stallattribute in einen Pferdestall — ehemals Napoleons Vorzimmer — sechs Pferde bewohnten es jetzt! — — — Von hier kommt man in eine andere Abtheilung, Napoleons Schlaf- und Wohnzimmer, — nun mit Stallrequisiten umstellt, und von Spinnengeweben tapezirt, die sich dem Fremdlinge als Denkmahl der Grösse und des Geistes des englischen Kabinetes an den Kleidern ankleben. — — Das anstossende Billardzimmer hat gleiches Schicksal erlitten — — — alle Spuren menschlicher Wohnung sind erloschen! Wo von den abgerissenen Tapeten noch die Wand erhalten worden, da steht eine Legion Namen von Grabesbesuchern, vor allem an der Bettstelle, wo er starb. — Vom Billardzimmer aus sieht man zum Theil in See, zum Theil an eine Felsenparthie, an deren Wänden sich die Wolken festhalten; im Vordergrunde ist eine kleine Ebene, besetzt mit einzelnen Bäumen und bekleidet mit schwächtigem Grase. — Von hier führte uns unser Begleiter, Kapitain Young, nicht fern von da in das neue Haus, das nur vier Wochen vor Napoleons Tode vollendet, und von ihm nicht mehr betreten ward. Es ist

ausgebaut, unmöblirt, und verdient wohl den Namen eines hübschen Landhauses; hat aber für den Bewunderer Napoleons keinen Werth, der lieber dieses, nun in einen Pferdestall verwandelte, der Nachwelt in demselben Zustande aufbewahrt sehen möchte, wie es beim Ableben des geschichtlichen Mannes gestanden hat. Nur geschichtlicher Notizen Willen hätte England dies Haus stehen lassen sollen. — — Doch was kümmert sich die Krämerbude um Weltgeschichte! — Oder schämt sich Britannia seiner Handlungen auf dem Felseneste, dann muss es diesen Felsen in die See begraben, und damit auch die Erinnerung der Welt. —

Meine Stimmung, in die der Anblick dieses Alles und der Rückblick auf den von Europa angestaunten französischen Kaiser mich versetzte, kann ich nicht beschreiben. Kalter Schauer vor dem Wechsel irdischer Grösse, Ahnung einer unbegreiflichen Macht, die so oft unerwartet dem Rade des Glückes in die Speichen greift, umfing meine Sinne.

Hier liegt der Mann, geächtet von den Stellvertretern der Nationen, die noch vor wenigen Jahren sich ihm nur mit Demuth näherten! — Keine Inschrift auf dem Leichensteine sagt der Nachwelt, welche irdische Reste hier ruhen; doch die Geschichte wird es den kommenden Jahrhunderten erzählen, was der Mann Europa, was Europa ihm

gethan! — Die kommenden Jahrhunderte werden die mangelnde Inschrift auf diesen Leichenstein setzen, während die Gegenwart sich dazu für unfähig erklärt. — Sie werden dir, stolzes Britannia, sagen, ob du deinen Namen in dem Friedensschlusse zu Amiens oder zu Paris geschändet. — Sie werden entscheiden, ob sich Napoleons Kaisersäle zu Paris mit den Pferdstätten zu Longwood ohne Widerspruch vereinen lassen! — Keine freundliche Hand pflanzt Blumen auf den Grabeshügel, eine Ehre, die jeder bürgerlichen Asche noch auf dem Grabe erblüht. — Wie ein reissendes Thier, wie eine wüthende Bestie wurde er in diesen Felsenkäfig eingeschlossen mit mehr als menschlicher Macht; die Natur selbst lieh sich zur Baumeisterin dieses Gefängnisses her. — Ob sich die Kaiserkrönung zu Paris mit dem Grabeshügel und dem Pferdestall zu Longwood ohne Widerspruch vereinen lassen, werden erst späte Jahrhunderte unbestochen beurtheilen. — Nur Tagesgespräche des geselligen Marktes sind es, erst die kommenden Jahrhunderte werden das treue Bild Napoleons in der Geschichte erkennen; ein jüngeres Geschlecht wächst auf, das jetzt schon fast allgemein laut preisen hört den Mann, gegen welchen ehemals Europas Völker sich bewaffneten. —

Ihr Sieger von Waterloo schreibt eure Heldenthat nicht mit ehernem Griffel auf dieses

Schlachtfeld, damit die Nachwelt euch nicht verlache! — Weltmarkt erhalte deine Käufer, damit nicht ein Bankrott deine Metallgrösse mit einemmale vernichte, und die Nachwelt dein Cabinet, als eine Krämerbude, verachte! —

Napoleon steht da in der Geschichte Europas, ähnlich dem ausgebrannten Vulkan, der ihm zum Grabe dient; und wie ich gestern am Wasserfalle in dem Krater die Naturkraft anstaunte, mit der sie solche Revolutionen hervorbringt, so staune und wundere ich heute am Grabe über die Kraft eines Mannes, der mit Riesengeiste seine Zeitgenossen weit überschaute, und geheimer Schauder überfällt mich auf dem kalten Leichensteine. Musste er darum so vielen Tausend feindlichen Kugeln entgehen, entgehen den verborgenen Dolchen, musste ihn darum die bekannte Höllmaschine nur um einige Sekunden verfehlen, um Jahre lang auf dieser Folterbank hingemartert zu werden? — Durfte er darum nicht rühmlich im Kampfe fallen, um einst dem Knabenwitze und der feigen Dummheit zum Gegenstande ihres Spottes zu dienen?

Europa! was hat er so fürchterliches an dir verbrochen? — etwa weil sein Scharfblick dich überschaute? — oder weil er die Kaiserkrone verdiente, und nicht — — ererbte? — Hat nicht mit dem Lebenskonsulate Frankreich ihm die Krone gezeigt, ihm den Wink gegeben, den verlassenen

Thron zu besteigen? — Hatte die französische Nation weniger Recht einen Kaiser zu krönen, als einen König zu morden? —

Nachdem sein erstes Augenmerk, Frankreich, befriedigt war, fiel sein Blick auf ganz Europa; — dieser Blitzstrahl war zu gross, als dass er nicht die Fluren des Einzelnen versengen sollte, während beleuchtende Flamme für das Ganze hervorging. — Aus der Lava dieses Vulkans entfaltete die Zeit die blühendsten Saaten. —

Selten steigen Engel auf den Thron, seltener noch herunter. Wie oft sind nicht selbst geborne, angestammte Fürsten die Tyrannen ihrer Nationen gewesen? — Hat ihnen die Geburt hiezu ein Recht verliehen? — Wenn die ererbte Majestät heilig und unverletzlich ist, ist die erworbene es weniger? — Napoleon äusserte sich, 8 Tage nach seiner Ankunft auf St. Helena, unter andern auch: *) «Welch eine schändliche Misshandlung
«haben sie uns aufbewahrt! Es sind die Aengsten
«des Todes! Mit Unrecht und Gewalt verbinden
«sie noch Hohn, Schmach und allerlei Marter! —
«Wenn ich ihnen so gefährlich war, warum haben sie sich meiner nicht entledigt? — Einige
«Kugeln vor den Kopf oder die Brust, wären hinreichend gewesen. — — — Wie können Europas Fürsten die heiligen Kennzeichen der

*) Siehe Las Cases.

« Majestät in mir schänden! Sehen sie nicht, dass
 « sie sich zu St. Helena mit eigenen Händen den
 « Todesstoss geben! — Ich bin als Sieger einge-
 « zogen in ihre Hauptstädte, wenn ich damals auch
 « dergleichen Gedanken gehabt hätte, was sollte
 « mit ihnen geworden seyn? — Sie haben mich
 « alle Bruder genannt, und dies war ich gewor-
 « den, durch die Wahl der Völker, durch die
 « Kraft der Siege, durch das Siegel der Religion,
 « und durch die Verbindungen der Staaten und
 « Blutsverwandtschaft. — Meinen sie, dass der
 « gesunde Völkerverstand diese ihre Sittenlehre
 « unangetastet liegen lässt? Und was denn erwar-
 « ten sie davon? — Nichts desto weniger, meine
 « Herren, erheben sie ihre Klagen, dass Europa
 « sie höre und von Entwürdigung zurückschau-
 « dere — Für mich sind sie unter meiner Würde
 « und meinem Charakter: — ich befehle — oder
 « ich schweige.» —

Ein andermal sagte er; « Auch das Unglück
 « hat seinen Heldenmuth und Ruhm. — Missge-
 « schicke unterbrachen meine Laufbahn. — Wäre
 « ich auf dem Throne gestorben, in dem Nimbus
 « meiner Allmacht, dann wäre ich ein Räthsel ge-
 « blieben für viele Leute; nun, Dank sey es dem
 « Unglück! nun kann man mich, von Allem ent-
 « blösst, beurtheilen.» —

Was Las Cases in seinen Memoiren über die
 Localität und die individuelle Behandlung Napo-

leons auf St. Helena sagt, habe ich als Augenzeuge direkt, und als Ohrenzeuge indirekt, bestätigt gefunden. Selbst die Engländer sprechen mit Indignation von der persönlichen Misshandlung, die dem Exkaiser widerfuhr, und er ist eben so sehr jetzt in der Achtung gestiegen, als Sir Hudson Lowe gefallen. Es bedurfte keines Giftes, um hier den Mann zu tödten. — Gleich einem Prometheus nagte an seinem Herzen die Reue, sich einer Nation in die Arme geworfen zu haben, in deren Grossmuth er sich so sehr verrechnet, und durch diesen falschen Kalkul sich lebendig vergraben hatte. — Wo ehemals seine Blicke Europa überschauten, da fielen sie jetzt auf eine nackte Felsenwand, oder verloren sich im unermesslichen Ocean; wo ehemals gekrönte Häupter um seine Gunst buhlten, da sah er sich jetzt von stolzen Britten umgeben, die er früher hassten und nun verachten musste. — Der Geist, der fast allein thätig war, während Nationen schliefen, ward jetzt beschränkt in den Kreis eines Lesezimmers. — So musste diese Riesenkraft sich selbst verzehren. — Der Löwe ist gefallen, mit seinem Körper erstarb aber nicht sein Geist! — Was aus dieser Saat der Zeit hervorkommen wird, werden die Nachkommen beurtheilen. —

Könnte ich sie alle herrufen auf dieses Felsenest, — auf diesen armen Leichenstein, — rufen alle seine Feinde, die bei seinem Falle

triumphirten, und gezittert bei seiner Grösse, — schauern müssten sie in dieser öden Einsamkeit, die die Natur in ihrem Grimme von der übrigen Welt ausgeworfen! — Ausrufen müssten sie: Napoleon, du hast hier viel gelitten! —

Wie ich noch als Knabe meinen Vater von dem merkwürdigen Manne erzählen hörte, damals hätte ich nicht gedacht, dass ich dereinst, — und hier — auf seinem Grabeshügel stehen würde! — Hier muss uns die grosse Hand, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Bewunderung hinreissen, — staunen müssen wir über den Gang der menschlichen Schicksale.

Nachdem wir noch ein kleines Naturalienkabinet besehen hatten, setzten wir unsere Karavane wieder nach Hause zu in Bewegung, auf demselben Wege, auf dem wir heraufgekommen, da er als der einzige besteht. — Für den Fremdling bietet diese Felsengruppe, und die Aussicht in die See von 800 bis 2000 Fuss Höhe hinab, allerdings einen imposanten Anblick dar, jedoch der Gedanke: als Verbannter hier zu wohnen — überfliegt die Seele mit Schauder. — Ich genoss nochmals vorübergehend den herrlichen Blick in die See, und in das Thal, in dem James Town, wie ein hölzernes Dörfchen aus den Kinderspielwaaren, dalag.

Ein guter — aber auch theurer Mittagstisch — labte uns köstlich; auch die Gläser blieben dabei nicht müssig, und so brach der Abend heran unter wechselnden Gesprächen über den heutigen Tag, der in eines jeden Lebensgeschichte von uns einen eigenen Paragraph erhält. — Die hohe Brandung gestattete uns diesen Abend nicht an Bord zu kommen, wir waren daher genöthigt am Lande zu bleiben. Von der Tagesanstrengung ermüdet, gingen wir bald zur Ruhe.

Mittwoch den 2. Juni. Trefflich geschlafen, ward von uns zur Beförderung des Morgenappetits die Besteigung der Treppe beschlossen. Nämlich an der rechten Wandung der Schlucht, in der die Stadt liegt, befindet sich auf einer etwas abgeplatteten Bergspitze eine Batterie, Latherhill-fort genannt, zu dieser führen in Umwegen angelegte Bergstrassen, aber zugleich auch an der fast senkrecht aufsteigenden Wand eine mit Anstrengung und Kunst angelegte Treppe von 637 Stufen. Rechts und links der Treppe ist auch eine Bahn angebracht, um vermittelst Rädergetriebe von Oben den täglichen Proviantkarren hinaufzuwinden. Da diese Treppe gerade vor unserm Salomon Hôtel beginnt, so hatten wir von den Fenstern desselben Gelegenheit, die Menschen wie Ameisen auf und nieder wandeln zu sehen, und zu bemerken, dass das Hinaufsteigen langsamer geht, als das Herablaufen, in welchem

letztern Manche sehr gewandt schienen.¹ Für unsere Damen war es räthlicher, diese Tour nicht mitzumachen, und uns lieber vom Fenster aus zuzusehen. — Die ersten 50 Stufen sind in einem Zuge erstiegen, und man verweilt nicht lange auf der ersten Ruhebänk; ist man die hundertste Stufe vorbei, hat sich der Muth schon ziemlich abgekühlt, der Körper aber erhitzt; bei zweihundert beginnen schon die Kniee zu fühlen, was sie thun, und man ruht allmählig in kleinern Absätzen; nun steigert sich die Anstrengung von 20 zu 20, dann von 10 zu 10 und zuletzt von Stufe zu Stufe, bis man die letzte athemlos mit zitternden Knieen erreicht hat. Hochathmend blickt man hinab in das Thal auf die Puppenhäuschen. — Wir besahen nun die Bollwerke, die weit grösser und ausgedehnter waren, als man sie von unten dafür angesehen hätte. Eine bequeme Kaserne mit einem geräumigen Exerzierhofe, nebst vielen Nebengebäuden und Wohnungen finden sich in gemächlichen Räumen auf dieser Bergplatte, die man von unten nicht für so breit ansieht. Schweres Geschütz ist auch hier in Menge aufgepflanzt nach allen Richtungen in die See hinaus, und fast senkrecht unter diesem liegen die Schiffe wie kleine Nachen da. Von dieser Seite aus ist jede feindliche Annäherung unmöglich, man darf blos nur Steinmassen hinunterwälzen, um die Schiffe und Boote zu zer-

schmettern. — Auch ein Telegraph (die Correspondenz geschieht mit Flaggen) ist auf dieser Höhe, der mit zwei andern korrespondirt, was wir so eben sahen. Auf unsere Frage, was rapportirt worden sey, antworteten uns die Unteroffiziers, dass dort am Abhange des Berges ein Mann gehe, den man weiter beobachten solle, sie liessen uns durch das Fernrohr den Mann wandeln sehen. Wir wunderten uns über diese Genauigkeit, worauf die Soldaten uns versicherten, dass es bei Napoleons Lebzeiten erst strenge gewesen, wo jede Bewegung auf Longwood berichtet worden sey. Sie erzählten uns, dass sie unser Schiff schon 2 Tage vorher in See gesehen, also zu gleicher Zeit, wie wir die Insel erblickten, waren auch wir gesehen, und dass man bei klarer Luft auf 50 teutsche Meilen weit mit dem Fernrohr ein Schiff erkenne; dass unser gestriger Zug nach Longwood ebenfalls beobachtet worden sey. — Bei solcher Wachsamkeit ist es nicht denkbar, dass Napoleon je hätte entweichen, und deswegen der Gouverneur seinen Kopf verlieren können; denn in einem Augenblick ist jede Bewegung auf der Insel durch die Telegraphen mitgetheilt, ihren Fernröhren entwischt keine Maus, und durch so viele hundert Kanonenmündungen, deren Sicherheit die Natur begünstigte und Kunst und Mühe befestigt hat, war jede Annäherung der Schiffe unmöglich gemacht. Hätte sich auch selbst ein

Boot unter Wasser genähert, so hätten hundert Argosaugen geblendet werden müssen, die Telegraphen in Schlaf gelullt, ihre Fernröhre verstopft und auf Longwood selbst hätte ein persönlicher Abdruck Napoleons für die ersten Augenblicke der Entweichung die Wachen täuschen müssen, wenn solcher wirklich dem Krater, worin der Nationenzorn ihn warf, hätte entkommen können. Wer hier gewesen ist, erkennt die Wahrheit dieser Schilderung, während Tausenden es Uebertreibung scheinen mag. Gibraltar soll, wie mein Kapitän als Augenzeuge mich versicherte, ein Nichts gegen dieses Felsennest seyn, zu dem die Natur nur an einem einzigen Punkte den Zugang erlaubte. — An eine Eroberung, wenn die Besatzung nicht schläft, ist nicht zu denken, und auch vor dem Hungertode schützt sie doch der hie und da fruchtbare Boden, nur Schiffe und Munition könnten ihnen abgeschnitten werden; erforderte aber eine bedeutende Seemacht und stete Kreuzung um diesen Klumpen herum.

St. Helena ward am 22. Mai, St. Helena Tag, 1508 von den Portugiesen entdeckt, damals wüst und unbewohnt. — 1600 setzten sich die Holländer hier fest, 1650 traten sie es der englisch-ostindischen Compagnie ab. 1673 erbauten die Engländer das fort James.

Als wir dieses alles besehen, bedacht und besprochen hatten, waren wir wieder schneller die

Treppe herab, als hinauf gekommen, und diese Anstrengung hatte den besten Morgenappetit zur Folge, auf den unser israelitischer Wirth schon mit doppelter Kreide gefasst war. — Trefflich gelabt begaben wir uns bei ruhiger See wieder an Bord. Donnerstag, den 3. Mittags, erwarteten wir unsere Gäste bei uns. Sie kamen, fünfe an der Zahl, darunter auch Israelchen, Sohn des Kaufmanns, ein recht artiges Zierbengelein, dem manches Mädchen seiner Million willen die Hand reichen würde, um so einer grauen Jungfrauschaft zu entgehen, wenn sich ihr Vorurtheil eben so leicht beschwichtigen liesse, wie Israelchens Magen vor Schweinefleisch keine Abneigung fand. — Der Abend hob die Tafel auf, und endete die heutige Tagesgeschichte.

Freitag den 4. Juni. Wir gingen noch einmal ans Land zu einem Dinér beim Kaufmanne S. Die Bedienung war herrlich, die Speisen sehr schmackhaft, elegant wurde servirt. Die beiden Damen des Hauses tischten unsern Blicken noch die welken Blätter des Nachsommers auf. Sie empfahlen sich nach englischer Manier, sobald die Speisen abgetragen waren. Das Tafeltuch wurde jetzt weggenommen und die Herren gingen nun erst recht ans Trinken, und dampften dabei ihre Glimmstengel. Ein silbernes Gestell, in Form eines Schiffes, mit dreierlei Wein versehen, geht im Kreise von Einem zum Andern, und Jeder

schenkt ein, aus welcher Flasche ihm beliebt, so lange es ihm schmeckt, und schickt dann den silbernen Bacchuswagen seinem Nachbar zu mit den Worten: „Pass the bottel.“ Toaste wurden schon beim Mahle ausgebracht, und sonach erklingen in dieser Stillmette die Gläser nicht mehr. Nachdem wir alle, und auch ich meinen Vesperpsalm aus der Maderaflasche, abgesungen hatten, empfahlen wir uns dankend, gingen an Bord, wo die Anker bereits gelichtet, und die Richtung wieder in den weiten Ocean hinausgenommen wurde.

Mit dem letzten Abendrothe war uns Helena verschwunden, die frischen Früchte und Fische bei der Mittagstafel aber erinnerten uns noch lange daran, so wie uns allen die Eindrücke und Empfindungen dieser Tage unvergesslich bleiben und selbst in der Erinnerung Abendscheine uns noch lächeln werden.

Bertuch Bd. VIII. Nr. 69. Verm. Ggst. CCLIV. liefert eine Ansicht von James town, die aber nicht sehr richtig ist. Rechts haben wir das Fort Latherhill, doch die Treppe hinauf ist nicht angegeben, nur der Fahrweg schlingt sich links um den Berg hin, gegenüber ein zweites Fort Sugarhead mit einem Telegraphen, der mit Latherhill correspondirt. Die Schlucht oder das Thal, in das sich die Stadt hinzieht, sollte hier noch angegeben seyn, man sieht nur den Vordergrund der Stadt; die Kirche mit ihrer Gallerie, statt der

Kuppel des Thurmes ist gut getroffen, links davon des Gouverneurs Wohnung und rechts das Gasthaus Solomans. Im Hintergrunde sehen wir auch ein kleines Häuschen, dies soll Briairs vorstellen, Napoleons ersten Aufenthalt. Die Vormauern und Vorwerke, mit ihren Kanonenmündungen, sind richtig angegeben. Wenn man bedenkt, dass dies der einzige nahbare Punkt von der ganzen Insel ist, und wenn man die Forts und Kanonenmündungen sieht, so vergeht wohl jeder Gedanke einer möglichen Entweichung aus diesem Felsen-neste. —

Abgeschieden wieder von aller Welt hatten wir noch manchen Abend vom Grabe Napoleons geplaudert, ich hatte wieder Bemerkungen genug in mein Tagebuch einzutragen. Günstige Winde bliesen uns rasch vorwärts, und ehe ich daran dachte, hatten wir schon die azorischen Inseln erreicht, unter denen wir an Flores so nahe vorbeifuhren, dass wir jeden Gegenstand am Lande genau erkennen konnten mit blossen Augen. Saatkfelder mit Wiesengrün wechseln anmuthig mit einander auf einer mässigen Erhöhung des Landes. Nahe am Strande steht ein herrliches Klostergebäude und etwas tiefer einwärts ein schönes Dorf. Hier lachte uns alles so freundlich an, während

das Felsenest Helena nur Schauder erregte. Auf meiner ersten Heimreise fuhren wir auch ziemlich nahe an der Himmelfahrtsinsel vorbei, die am Strande aber nur kahle Sandhügel darbietet. Seit 1815 befindet sich hier eine kleine englische Besatzung, deren Loos auf diesem Sandhügel ebenso wenig zu beneiden ist, wie das der Bewohner des Felsenestes Helena. Das freundliche Flores aber machte mich sehr lüstern ans Land zu gehen; allein wir hatten den günstigsten Wind und nichts nöthig, fuhren sonach rasch an dieser angenehmen Erscheinung vorbei.

Nun die Höhe von Europa erreicht, wuchs mit jedem Tage die Sehnsucht nach dem Heimathlande. Die Alles bezaubernde Liebe zog mich mit magnetischer Kraft; ich sollte nun bald die wiedersehen, die so oft im Geiste meine Gefährten waren; die auf immer in meine Arme schliessen, die mir mein Leben verschönern kann! — Allmählig ward es lebhafter auf der See, es kreuzten und begegneten sich Fahrzeuge aller Art, die Lootsboote näherten sich uns, Fischernachen versahen uns mit frischem Fleische gegen unser gesalzenes, und theilten uns auch Zeitungen mit; wir staunten über die Algierexpedition und die Julitage. Kaum war unser Anker auf holländischen Grund gefallen, so begann Brüssel Paris nachzuäffen. War man 10 Monate von Europa entfernt, so staunt man über solche Ereignisse

weit mehr, als wenn man sie langsam herankommen sieht.

Habe ich hiemit Ihnen, meine werthen Freunde und Bekannte! ein Bild gegeben von dem Leben auf der See und in Batavia, so bleibt mir nur noch die Bitte und der Wunsch um Ihre fortdauernde Freundschaft, und bis zum Wiedersehen sagt Ihnen ein herzliches Lebewohl

der Verfasser.

Gs.
Sprecher



Strehler, Maximilian J.

Mittheilungen aus meinem Tagebuche, zunächst für Freunde und Bekannte, über meine zweimalige Reise von Rotterdam nach Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, meinen viermonatlichen Aufenthalt daselbst und Besuch auf der Insel St. Helena in den Jahren 1828 bis 1830 1828 bis 1830

Nürnberg 1832

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 9465
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250231-9